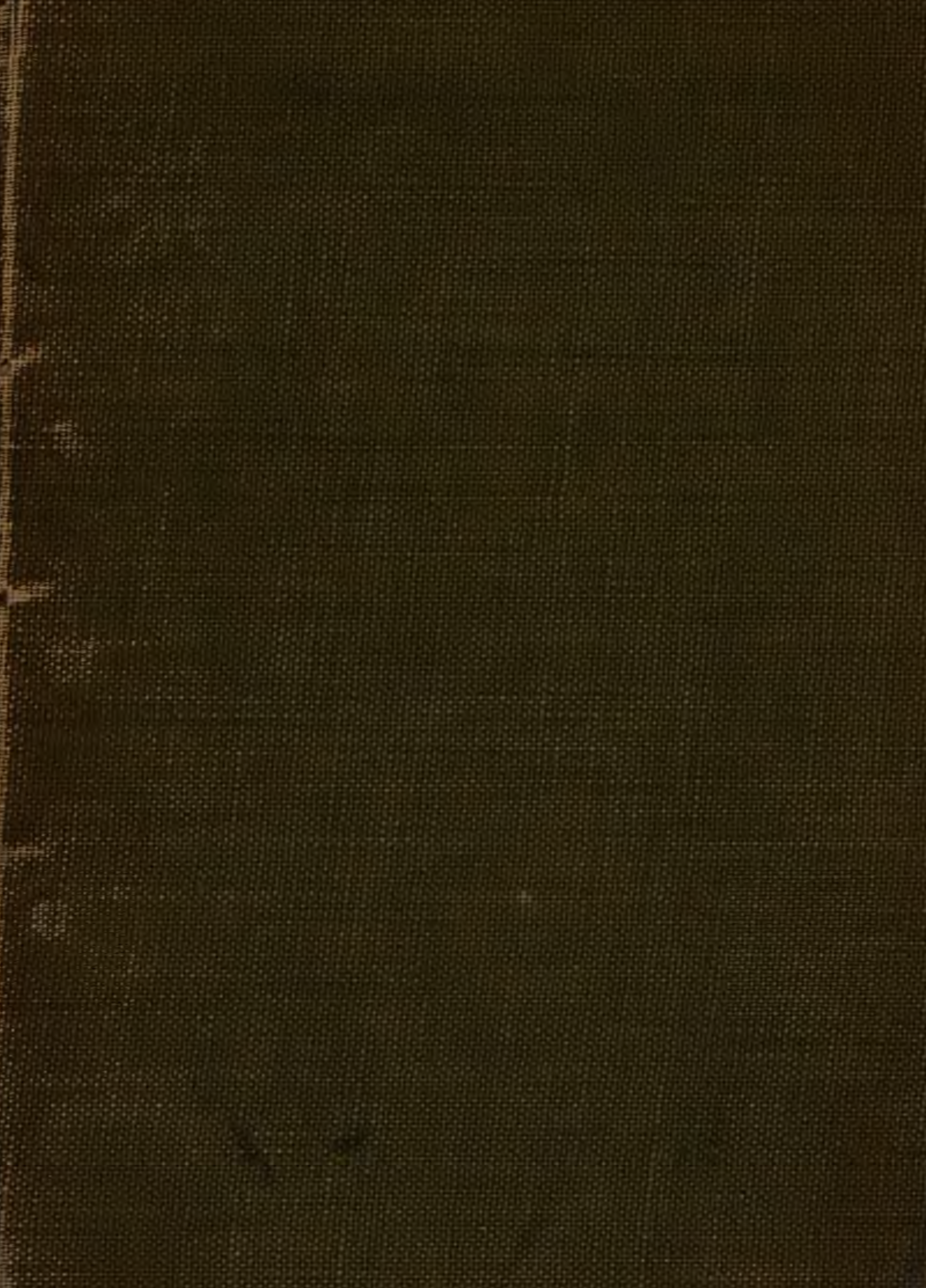



ACADEMIAE HARVARDIANAE
VE RI TAS



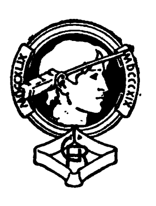
Politische Porträts.



Politische Porträts

von

Theodor Barth.



Berlin

Druck und Verlag von Georg Reimer

1904.

Politische Porträts

von

Theodor Barth.



Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1904.

Meinem langjährigen

Arbeitsgenossen und Freunde

Paul Nathan.

Inhalt.

Vorwort.

Es gibt keine objektive Geschichtsschreibung, hat nie eine solche gegeben, und wird es nie geben. Selbst zwischen den mathematischen Schranken der Statistik liegt ein weiter Spielraum für die subjektive Beurteilung zahlenmäßig festgestellter Tatsachen. Geschichte aber ist in erster Linie das Werk lebendiger Menschen, deren äußere Handlungen von der Parteien Haß und Gunst entstellt, und deren Beweggründe nur zu oft von den Handelnden selbst absichtlich im Dunkeln gelassen werden. Der Verismus in der Geschichtsschreibung ist ein Phantom wie der Verismus in der bildenden Kunst. Die äußeren Tatsachen beweisen ebenso wenig wie die bloßen Zahlen. Sie reden nicht von selbst, sie müssen erst zum Sprechen gebracht werden. „Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund' der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln."

Die politischen Porträtskizzen, welche in diesem Buche gesammelt sind, erheben ebensowenig den Anspruch der Objektivität wie der Vollständigkeit. Sie sind alle hervorgegangen aus den Bedürfnissen und Stimmungen des Augenblicks. Die Persönlichkeiten, deren Charakterisierung versucht ist, standen und stehen mir zumeist persönlich so nahe, daß

eine gewisse Voreingenommenheit natürlich erscheinen muß. Trotzdem, oder deswegen, sind diese Charakterskizzen, die so starke Spuren der Subjektivität an sich tragen, als Beiträge zur zeitgenössischen Geschichte vielleicht nicht ganz wertlos.

Eine andere Frage ist die, ob es sich der Mühe verlohnte, diese Aufsätze, die bis auf den ersten über den Fürsten Bismarck bereits früher in der „Nation" und in der „Cosmopolis" erschienen waren, erneut zum Abdruck zu bringen. Der Journalist überschätzt nur zu leicht die Lebensfähigkeit seiner Werke, und es gibt bereits so viele überflüssige Bücher, daß man sich hüten sollte, die Schar um ein neues Buch zu vermehren. Wer es trotz dieser Warnungstafel unternimmt, die nachstehende Sammlung politischer Porträts durchzusehen, dem diene noch folgende Wegweisung:

1. Fürst Bismarck, geboren 1. April 1815, gestorben 30. Juli 1898. Über Bismarck habe ich öfter Veranlassung gehabt zu schreiben: anläßlich seines siebzigsten Geburtstages, seines achtzigsten Geburtstages und bei seinem Tode. Der nachfolgende Essay ist ein neuer Versuch, die gewaltige Persönlichkeit in möglichst kräftigen Umrissen zu zeichnen. Seine historischen Taten sind dabei nur soweit herangezogen, als dies zur besseren Veranschaulichung der Persönlichkeit erforderlich erschien.

2. Ludwig Bamberger, geboren 22. Juli 1823, gestorben 14. März 1899. Die Charakterskizze entstand unter dem frischen Eindruck von Bambergers Tode und deckt sich inhaltlich mit einer Gedächtnisrede, die ich am Abend des Beerdigungstages in Berlin hielt. Die Rede wurde zuerst in der „Nation" publiziert.

3. Ludwig Windthorst, geboren 17. Januar 1812, gestorben 14. März 1891.

4. Graf Caprivi, geboren 24. Februar 1831, gestorben 6. Februar 1899.

5. Georg von Siemens, geboren 21. Oktober 1839, gestorben 23. Oktober 1901.

6. Franz von Stauffenberg, geboren 3. August 1834, gestorben 6. Juni 1901.

Die Skizzen 3, 4, 5, 6 erschienen in der „Nation“ unmittelbar nach dem Tode der dargestellten Persönlichkeiten.

7. Königin Viktoria von England, geboren 24. Mai 1819, gestorben 22. Januar 1901.

8. Gladstone, geboren 29. Dezember 1809, gestorben 19. Mai 1898.

Die Essays 7 und 8 wurden zuerst in der Monatsschrift „Cosmopolis“ veröffentlicht, der Aufsatz über die Königin Viktoria bei deren sechzigjährigem Regierungsjubiläum im Juni 1897, der Aufsatz über Gladstone nach dessen Tode im Juli 1898.

9. Kaiser Friedrich III., geboren 18. Oktober 1831, gestorben 15. Juni 1888.

Am 18. Oktober 1888 wurde eine Gedächtnisfeier für Kaiser Friedrich in Berlin veranstaltet; die bei diesem Anlaß von mir gehaltene Rede wurde in der „Nation“ zum Abdruck gebracht und wird nachstehend unverändert reproduziert.

10. Georg von Bunsen, geboren 7. November 1824, gestorben 23. Dezember 1896.

Der Artikel erschien in der „Nation“ anläßlich des siebzigsten Geburtstages.

11. Cavour, geboren 10. August 1810, gestorben 6. Juni 1861.

Im Jahre 1894 gab Graf Nigra einen Briefwechsel zwischen Cavour und der Gräfin de Circourt (Le Comte de Cavour et la Comtesse de Circourt, Lettres inédites, publiées par le Comte Nigra, Turin, Rome. L. Roux & Comp.) heraus. Der Briefwechsel bot Anlaß zu einer Charakterisierung des großen italienischen Staatsmannes. Der Aufsatz erschien in der „Nation“ im Sommer 1894.

12. William Lloyd Garrison, geboren 12. Dezember 1804, gestorben 24. Mai 1879. Die Söhne des Sklavenemanzipators gaben in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine vierbändige Geschichte des Lebens ihres Vaters heraus. Das höchst interessante Werk wurde von mir im 3. und 7. Jahrgang der „Nation“ besprochen. Die beiden Besprechungen sind hier zu einer Charakterskizze vereinigt.

13. Heinrich Rickert, geboren 27. Dezember 1833, gestorben 3. November 1902.

14. Theodor Mommsen, geboren 30. November 1817, gestorben 1. November 1903.

Diese Nekrologe erschienen unmittelbar nach dem Tode der beiden Männer in der „Nation“

15. Alexander Meyer, geboren 22. Februar 1832.

16. Karl Schurz, geboren 2. März 1829.

Alexander Meyer und Karl Schurz sind von den charakterisierten Persönlichkeiten die beiden einzigen, die unter den Lebenden weilen und uns hoffentlich noch lange erhalten bleiben. Die kleine Skizze über Alexander Meyer entstand bei dessen siebzigstem Geburtstage. Schurz'

siebzigster Geburtstag bot den Anlaß zu einer Feier in der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" zu Berlin, bei der ich die Rede hielt, die hiermit, ihrem wesentlichen Inhalte nach, erneut zum Abdruck kommt. Die Artikel über Meyer und Schurz erschienen ebenfalls zuerst in der „Nation".

Die sechzehn Porträts, die in diesem Bande zusammengestellt sind, behandeln die verschiedenartigsten Persönlichkeiten. Eben deshalb ist auch von vornherein auf eine systematische Gruppierung verzichtet. Höchstens könnte man von einem System der Gegensätzlichkeit reden, angewandt, um die Mannigfaltigkeit der Charaktere besser hervortreten zu lassen.

Berlin, im Januar 1904.

Theodor Barth.

Fürst Bismarck.

Der Volksinstinkt widerstrebt jener materialistischen Auffassung, die alles geschichtliche Werden aus äußeren Verhältnissen, aus dem sozialen Milieu zu erklären versucht und der gestaltenden Kraft des Einzelwillens nur geringere Bedeutung beimißt. Der Phantasie des Volkes bieten naturgesetzmäßig wirkende wirtschaftliche und politische Kräfte keinen Ersatz für die Leistungen von Menschen mit Fleisch und Blut. Ob der Volksinstinkt dabei nicht auf einer richtigeren Fährte ist als die Schulweisheit? Gewiß ist die staatliche Entwicklung ein Produkt natürlicher Existenzbedingungen. Auch die Erfolge des Ackerbaues hängen von der Beschaffenheit des Bodens ab, aber ob der Boden Unkraut oder nahrhafte Frucht hervorbringt, dafür ist das Tun und Lassen der Menschen entscheidend. In der Auffassung des deutschen Volkes ist das neue Reich nicht geworden, sondern geschaffen, geschaffen in erster Linie durch die Genialität Bismarcks. Auch diese Volksauffassung, mag man sie für falsch oder für richtig halten, ist heute ein Stück deutscher Geschichte. Deutsche Geschichte kann darum heute niemand mehr verstehen, der sich nicht auch von Bismarcks Persönlichkeit ein Bild zu machen verstanden hat. Diese Persönlichkeit in ihren großen Zügen zu erkennen ist leicht, ihr im vollen Umfange gerecht zu werden schwer.

Keine romantische Lichtgestalt, kein Apostel tritt uns entgegen, sondern eine Shakespearesche Figur in dem üppigen Reichtum ihrer Tugenden und Fehler! Immer erscheint die Persönlichkeit Bismarcks reizvoll, in welchem Stadium seines Lebens man sie auch betrachtet. Der Göttinger Student, der die ungebundene Freiheit des akademischen Bürgers in vollen Zügen genießt, weder dem Becher noch der Klinge abhold; der Landjunker, in beschränkter wirtschaftlicher Lage, mehr Gutsherr als Landwirt, welcher der Jagd und einer regellosen Geselligkeit den Reiz des Lebens abzugewinnen sucht, während sein regsamer Geist die Schwingen langsam wachsen fühlt; der reaktionäre Heißsporn, der den revolutionären Phrasen gegenüber mit höhnischem Übermut an das preußische Portepee schlägt; der verwegene Junker im Frack des Diplomaten, der, gestützt auf die unverbrauchte Kraft des preußischen Staates und nicht vom Einerlei der Beamtenroutine abgeschliffen, mit erfrischender Natürlichkeit und humorvoller Schlauheit unter die Perückenstöcke des Frankfurter Bundestages tritt; der Konfliktsminister, der den Konflikt braucht, um die Ziele seiner auswärtigen Politik zu erreichen; der meisterhafte Staatsmann, der aus drei Kriegen Preußen und Deutschland in weniger als einem Jahrzehnt zu ungeahnter Größe führt; der Machthaber, der seine alles überragende politische Stellung mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit gegen jeden verteidigt, gegen politische Parteien, gegen die Schar der Höflinge, gegen ehrgeizige, der Rivalität verdächtige Botschafter, selbst gegen die Gemahlin seines Kaisers; und endlich der aus einer unerschütterlich scheinenden Stellung plötzlich durch kaiserlichen Willen verdrängte eiserne Kanzler, der sich grollend in den Sachsenwald zurückzieht und als Unversöhnter anordnet, daß seine sterblichen Überreste zwischen den Bäumen seines Waldes

begraben werden: alle diese Gestalten haben sich tief in die Phantasie des Volkes eingegraben; sie alle stehen uns vor Augen, wenn wir an die geschichtliche Persönlichkeit Bismarcks denken.

Niemand kann sich dem packenden Eindruck dieser Persönlichkeit entziehen. Ein Gemisch von Junkertrotz und diplomatischer Schlauheit in der mächtigen Gestalt mit dem kühnen Haupt und dem unter buschigen Augenbrauen hervorleuchtenden Blick, der kaustische Witz, der biegsame, elegante Stil, die Treffsicherheit im Ausdruck, der Humor der Unterhaltung, die Leidenschaftlichkeit des Hasses, die verschlagene Offenheit, die animalische Lebenskraft, die selbst im Essen und Trinken zum Ausdruck kam: das alles wirkt zusammen, um den großen Kanzler zu einer historischen Monumentalfigur zu machen. Sucht man nach dem Grundzug seines Wesens, so ist man versucht, denselben in der Respektlosigkeit zu finden, für die Bismarck selbst das Wort „Wurschtigkeit" geprägt hat. Aus diesem Gefühl des nil admirari entwickelte sich bei Bismarck jene souveräne Verachtung des Bestehenden, die den Mut verleiht, die Grenzen des Herkommens zu überschreiten, das Alte in Trümmer zu legen und Neues auf diesen Trümmern zu errichten. Der Schein der Dinge blendete ihn nicht, weder der Schein der Krone, noch der Schein revolutionärer Fackeln. Wenn er behauptete, daß ihm die Mehrheit des Reichstages, daß ihm Europa nicht imponiere, so war das in seinem Munde keine eitle Renommisterei, sondern der Ausdruck überlegenen Kraftgefühls.

Man hat oft an Bismarck die Vasallentreue und die Wahrhaftigkeit gepriesen, er selbst nannte sich gern den treuen Diener seines Herrn; aber der Vasall wurde sehr ungeduldig, wenn der Herr sich dem Willen seines

treuen Dieners nicht beugte, der Vasall erging sich in manchem temperamentvollen Fluch über den gütigen Herrn, wenn dieser den Ratschlägen seines Dieners allzu zögernd folgte. „Ich kann kein Fürstendiener sein," rief er einst, aus einer Audienz beim König kommend, Friedrich Kapp zu, indem er die Kopfbedeckung in die Ecke schleuderte. Bismarck trat unerbittlich für die Rechte seines Königs ein, in der äußeren wie in der inneren Politik, weil er in der preußischen Monarchie die einzige feste Stütze seiner weitreichenden Pläne sah. Aber sein Royalismus hatte einen so realpolitischen Charakter, war so spezifisch preußisch, daß, wenn die Interessen Preußens mit dem Prinzip der Legitimität in Konflikt kamen, den ältesten Fürstengeschlechtern gelegentlich der Vorwurf des Souveränitätsschwindels an den Kopf geworfen wurde.

Auch die Bismarcksche Wahrhaftigkeit ist nur so zu verstehen, daß er alles Scheinwesen verachtete. Aber die fremden Diplomaten, die seine offenen Versicherungen alle Zeit für bare Münze genommen hätten, wären übel beraten gewesen. Das „Üb' immer Treu' und Redlichkeit" hat Bismarck als Staatsmann niemals im Sinne des evangelischen Gesangbuchs verstanden. Seine Pflichten gegen das Land Preußen und gegen den preußischen König schätzte er so hoch ein, daß er für alle Überlistung der Gegner vor seinem eigenen Gewissen Absolution fand, auch wenn seine staatsmännischen Handlungen vom Standpunkt des kleinen Katechismus aus recht anfechtbar waren. Wenn es ihm zur Erreichung eines großen Ziels nötig erschien, so schreckte Bismarck auch vor der Vergewaltigung der Wahrheit keineswegs zurück. Unbequeme Tatsachen konnten ihn so ungeduldig machen, daß er mit einer Art Wut über sie herfiel und sie zusammenknetete, daß sie seinen Zwecken dienst-

bar wurden. Er zwang die Welt, die Dinge so anzusehen, wie es ihm wünschenswert erschien; begreiflicherweise kam die objektive Wahrheit dabei nicht immer zu ihrem Recht.

Der Held einer moralischen Erzählung war Bismarck nicht, aber ein solcher wäre wohl auch schwerlich der Einiger Deutschlands geworden, und er ist der Einiger Deutschlands.

Aus dem starken Drang des deutschen Volkes zur staatlichen Einigung, wie er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei uns zu Tage trat, hat man allerdings oft genug die Behauptung abgeleitet, daß auch ohne einen Bismarck Deutschland auf anderen Wegen zur staatlichen Einigung gelangt wäre, daß ebenso wie für Italien auch für Deutschland die Zeit der Erfüllung seiner Einigungsbestrebungen gekommen gewesen sei, daß insbesondere die Verkehrsmittelrevolution mit ihrer alle Teile eines innerlich zusammengehörenden Staatswesens enger aneinanderschließenden Tendenz eine Verwirklichung der nationalistischen Träume über kurz oder lang hätte herbeiführen müssen. Das sind geschichtsphilosophische Spekulationen, denen keine reale Bedeutung beiwohnt, während sich andererseits der an Gewißheit grenzende historische Nachweis führen läßt, daß in jener Zeit, in der Zeit der sechziger Jahre, ohne Bismarck die Einigung sich nicht vollzogen haben würde. Es gibt in der Geschichte aller Zeiten und aller Völker wenige großartige historische Evolutionen, die sich mit solcher Sicherheit auf die Tätigkeit eines einzelnen Mannes zurückführen lassen, wie die politische Schöpfung des heutigen Deutschlands auf die staatsmännische Leistung Bismarcks.

Nicht bloß daß Bismarck die Situationen, wie er sie vorfand, mit der größten Geschicklichkeit für seine Zwecke

benutzt hat; er hat mehr getan, er hat Situationen ganz neu geschaffen, um sie für sich und seine politischen Ziele auszubeuten. Angesichts der feststehenden Tatsache, daß das Werk von 1866, die bei weitem größte Tat des gewaltigen Staatsmannes, nie zustande gekommen wäre, wenn nicht die in der monarchischen Gewalt Preußens konzentrierten materiellen Machtmittel zu einer aggressiven Tat bestimmt werden konnten, und angesichts der ferneren unzweifelhaften Tatsache, daß König Wilhelm nicht bloß keine innere Neigung für eine gründliche Auseinandersetzung mit Österreich, sondern geradezu einen Widerwillen dagegen hatte, ist es ausschließlich der Bismarckschen staatsmännischen Energie zuzuschreiben, daß es überhaupt zu jenem Zusammenstoß mit Österreich kam, der die notwendige Voraussetzung für die Einigung Deutschlands war. In der ganzen Umgebung des Königs gab es weder einen Staatsmann noch einen General, der stark genug gewesen und sich stark genug gefühlt hätte, um die großen Pläne Bismarcks aufzunehmen, wenn der Konfliktsminister vor ihrer Durchführung zusammengebrochen wäre. Es gab genug reaktionäre Junker, die bereit waren, dem König in den Verfassungskonflikt hineinzufolgen, die auch den offensten Verfassungsbruch freudig mitgemacht haben würden; aber es war keiner unter ihnen, der imstande und willens gewesen wäre, den Weg aus dem Verfassungskonflikt zu einer nationalen Neuschöpfung zu finden. Auch Roon, der weitaus bedeutendste der Gehilfen Bismarcks, war zwar für jede reaktionäre Gewaltpolitik zu haben; er war jedoch in erster Linie der royalistische Haudegen, dem es vornehmlich darauf ankam, seinen königlichen Herrn aus der Mitte der ihn bedrängenden Demokraten herauszuhauen. Für Bismarck dagegen war der Konflikt, in den der preußische König verstrickt wurde, ein

Mittel zu höheren Zwecken. Er brauchte den Konflikt, um den König an sich zu fesseln. Der König vertraute der reaktionären Energie Bismarcks, seine auswärtige Politik war ihm unheimlich; aber Bismarck erschien dem König als der einzige Mann, der imstande war, den Militärkonflikt siegreich durchzufechten. Wäre dieser Konflikt durch einen Frieden mit der Volksvertretung beendet worden, so wäre es höchst unwahrscheinlich gewesen, daß Bismarck für seine weitgehenden Pläne in der auswärtigen Politik die Unterstützung des Königs gefunden haben würde. Fand er doch für diese seine auswärtige Politik auch bei seinen intimsten politischen Freunden kaum irgendwelches Verständnis. Sie steckten sämtlich noch bis über beide Ohren in allerlei legitimistischen Vorurteilen, während Bismarck sich bereits so weit geistig freigemacht hatte, daß er sehr ernsthaft an eine politische Verbindung mit Napoleon III. dachte, ein Gedanke, bei dem Leopold von Gerlach noch eine Gänsehaut überlief. Nichts ist für die Bismarcksche Anschauungsweise charakteristischer als eine Bemerkung aus dem Briefwechsel mit Leopold von Gerlach in den fünfziger Jahren, die auf diese Bismarcksche Ketzerei Bezug nimmt. Gerlach hatte als väterlicher Freund Bismarck seine Koketterie mit dem gekrönten Bonaparte vorgeworfen, worauf Bismarck sich mit der Bemerkung entschuldigte, daß selbst mittelalterliche Fürsten es gelegentlich nicht verschmäht hätten, sich durch eine Kloake ins Freie zu retten. Das ist der machiavellistische Staatsmann Bismarck, wie er leibt und lebt. Auch der Verfassungskonflikt, den er vorfand, und dessen Fortdauer er brauchte, um den König Wilhelm für sich zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln, war für ihn die Kloake, durch welche er sich ins Freie retten wollte.

Die sechziger Jahre bezeichnen ohne jeden Zweifel den

Höhepunkt der staatsmännischen Kraft Bismarcks. Allen Ereignissen der sechziger Jahre drückte er den Stempel seines Willens auf. Er war es, der dem Augustenburger die Herzogtümer Schleswig-Holstein, die dieser schon in sicherem Besitz zu haben wähnte, trotz der Unterstützung, die der Herzog bei dem ganzen königlichen Hause mit Einschluß des Königs Wilhelm gefunden hatte, wieder entriß. Bismarck allein konnte es wagen, im Widerspruch mit allen Traditionen des alten Preußens, die hohe Karte eines auf dem suffrage universel gegründeten deutschen Nationalparlaments auf den wackligen Tisch des Bundestages zu werfen, um Österreich das Spiel zu verderben. Nur er durfte es unternehmen, die diplomatischen Gewässer so zu trüben, daß der König Wilhelm zu der Überzeugung gebracht werden konnte, die Ehre der preußischen Krone verlange eine kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich.

Selbst die großen Erfolge der Jahre 1870/1871 treten gegen Bismarcks Leistungen um das Jahr 1866 zurück. Man kann sich vorstellen, daß, wenn Bismarck Ende der sechziger Jahre aus dem Leben abgerufen worden wäre, die Ausgestaltung des Norddeutschen Bundes zum Deutschen Reich und selbst die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich sich dennoch in ähnlicher Weise vollzogen hätte, wie sie tatsächlich erfolgt ist; ein 1866 mit den ungeheuren geschichtlichen Folgen, die es in seinem Schoße barg, hätten wir aber sicherlich nicht erlebt, wenn es keinen Bismarck gab. Die staunenswerten Erfolge Bismarcks auf dem Höhepunkt seines staatsmännischen Wirkens haben die kritiklosen Bewunderer des großen Mannes dazu verführt, auch alle seine späteren Leistungen als staatsmännische Meisterstücke zu preisen. Blinde Bewunderung begreift nie, wie sehr sie ihren Helden schädigt, indem sie nichts an ihm zu tadeln

findet. „Vergeßt mir nicht die Runzeln in meinem Antlitz", sagte Cromwell zu dem Maler, der sein Portrait für das Mansion-House in London anfertigen sollte. Bismarcks historische Physiognomie zeigt tiefe Runzeln, welche unbändige Leidenschaft hineingegraben hatte. Dieser norddeutsche Junker war aus jenem Stoff gemacht, aus dem nach Macchiavelli der Einiger Italiens hervorzugehen hatte. An solchen Gestalten müssen die höllischen Mächte ebenfalls einen starken Anteil haben, und es erscheint undenkbar, daß sie nur segensreich und nicht auch zerstörend wirken. Dieser zerstörende Einfluß des Bismarckschen Geistes und der Bismarckschen Staatskunst nimmt in dem Gesamtgebilde seines historischen Wirkens einen breiten Platz ein. Jeder große Mann verdirbt bis zu einem gewissen Grade sein Volk; man bewundert ihn nicht nur, man ahmt ihm auch nach. Aber was in großen Verhältnissen Tugend heißt, ist oft in kleinen Laster. Der rücksichtslose Realismus, der die Größe des Staatsmannes ausmacht, wenn um Kronen gewürfelt wird, verzerrt sich zu einer komischen oder widerlichen Fratze, wenn er in den Katechismus eines unreifen Burschen aufgenommen wird, oder den Philister zur Nachahmung reizt. Und derartiger starken Geister, die dem großen Manne das Räuspern und Spucken abgesehen haben und den Idealismus für einen überwundenen Standpunkt halten, laufen leider Gottes in deutschen Landen mehr herum, als für die Zukunft unsres Volkes dienlich erscheint. Es ist etwas Greisenhaftes in dieser Lebensweisheit, die nur mit realen Faktoren, mit Macht, mit Interessen, mit Begierden rechnet, eine der herrschenden Meinungen entgegengesetzte Überzeugung für einen unverantwortlichen Luxus hält und außerhalb der eigenen und höchstens der nationalen Interessensphäre überhaupt nichts anerkennt, wofür man sich zu erwärmen hat.

Renans Epigramm: Bismarck a agrandi l'Allemagne et amoindri les Allemands entbehrt nicht ganz der Wahrheit. Wenn unser gesamtes politisches Leben sich gegenwärtig um Interessenkämpfe dreht, so hat die Bismarcksche Schulung sicherlich nicht wenig zu dieser Entwicklung beigetragen. Der große Realpolitiker trat mit dem Ende der siebziger Jahre in die Dekadenzperiode seines Lebens, die Treffsicherheit in der Beurteilung der wichtigsten Faktoren des öffentlichen Lebens, die ihn in der Blütezeit seines Wirkens in so ungewöhnlichem Grade ausgezeichnet hatte, ließ nach.

Er erkannte weder klar genug, daß unter seinen Händen das von ihm gegründete deutsche Reich immer unaufhaltsamer in die Weltwirtschaft hineinwuchs und sich auf die schmale agrarische Basis des Preußens seiner Jugend nicht zurückstellen ließ, noch wollte er in der ständigen Entwicklung der Sozialdemokratie eine machtvolle, wirtschaftlich-politische Evolution der Lohnarbeiterklasse erblicken, hoffte vielmehr immer noch, mit Polizeistricken diesen jungen Riesen fesseln zu können.

Einen Erfolg hatte seine Staatskunst allerdings noch aufzuweisen: es gelang ihm, den Liberalismus zu spalten und seinen Einfluß tief herabzudrücken. Man mag zugestehen, daß er dabei mit dämonischer Geschicklichkeit verfuhr, aber die unbefangene Geschichtsschreibung kann unmöglich einem Staatsmann verzeihen, wenn er den Hammer der Zerstörung gegen die festeste Parteistütze des nationalen Staates, den er mit unsäglichen Mühen aufgerichtet hatte, schwingt, ohne sich darum zu kümmern, daß er damit den gefährlichsten Widersachern seines Werks die Wege ebnet. Der Niedergang des Liberalismus, zu dem Bismarck so viel beigetragen hat, steht in unverkennbarem Zusammenhang

mit der Stärkung des Zentrums und der Entwicklung der Sozialdemokratie. Die Spekulation des großen Realpolitikers, daß, sobald er nur erst der unbequemen Freunde, die mit ihm aus einer Schüssel — wenn auch nur ganz bescheiden — essen wollten, ledig sei, er sich seiner eigentlichen Feinde auch schon erwehren werde, erwies sich bekanntlich als falsch. Die Mittel der Zersetzung, die er so virtuos und so oft mit Erfolg in der auswärtigen Politik zur Anwendung gebracht hatte, zeigten sich sowohl dem Zentrum wie der Sozialdemokratie gegenüber als verfehlt, und die ultima ratio einer Ausnahmegesetzgebung erwies sich nicht als Ferment, sondern als Kitt.

Bismarck täuschte sich aber nicht nur in der Wirkung der Peitsche, sondern auch in der Wirkung des von ihm verabreichten Zuckerbrotes. Denn vornehmlich als solches waren die Wohltaten der Zwangsversicherungsgesetzgebung gegenüber der Sozialdemokratie gedacht. Noch in seiner letzten Reichstagsrede am 18. März 1889 bei Gelegenheit der zweiten Beratung des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes gab Bismarck zu erkennen, wohin er mit dieser Gesetzgebung zielte. Auf eine von mir geäußerte skeptische Bemerkung erwiderte er:

„Wenn eines der Mitglieder der freisinnigen Partei gesagt hat, daß wir die Sozialdemokraten mit dieser Vorlage nicht gewinnen würden, so werden zwei Dinge verwechselt, das sind die sozialdemokratischen Führer und die sozialdemokratischen Massen."

Daß auch die sozialdemokratischen Massen auf diese Weise nicht zu gewinnen waren, liegt heute klar zu Tage.

Es ist keine Ungerechtigkeit gegen die historische Größe Bismarcks, wenn man anerkennt, daß die Entlassung des Kanzlers im März 1890 — man mag über die Formen,

in denen sie sich vollzog, denken wie man will — eine politische Notwendigkeit war. Pietät wird zur Schwäche, wenn sie sich scheut, das sachlich Notwendige zu tun. Bismarcks große Zeit aber war dahin. Seine auf unvergängliche Taten gegründete Autorität stand allen einschneidenden Neuerungen im Wege. Er konnte sich weder mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes, noch mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit und am wenigsten mit jener freieren Handelspolitik befreunden, die zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden war. Für seinen Ruhm ist der eiserne Kanzler nicht zu früh vom Steuerruder des Reichsschiffes abgerufen.

Das plötzliche Ausschalten eines Mannes von solcher Vergangenheit und solcher Autorität, ohne daß die Welt aus den Fugen kam, ja ohne daß auch nur die geringste politische Erschütterung eintrat, hat seiner Zeit mit Recht Staunen und dann das ernsthafteste Nachdenken hervorgerufen.

Im Auslande, zumal in Frankreich, hatte man sich vielfach der Meinung hingegeben, das deutsche Reich sei so sehr die Schöpfung des Fürsten Bismarck, daß es ohne seine starke Hand in der bisherigen Machtfülle nicht aufrecht zu erhalten sei. Und nun vollzog sich alles mit der Exaktheit eines militärischen Manövers. Und doch war es kein freiwilliger Rücktritt; es war eine Entlassung. Wie gesichert mußte das Gefüge dieses Reiches, wie stark die Macht der Kaiserkrone erscheinen, als man überrascht eine Veränderung erlebte, deren Folgen keine Befürchtung und keine Hoffnung rechtfertigten.

Es lag nicht in Bismarcks Charakter, einen solchen Sturz mit philosophischer Ruhe hinzunehmen. Der Mann, der einst das Bekenntnis niedergeschrieben hatte: „Ich habe

wieder die ganze Nacht gehaßt", war nicht durch äußere Ehrenbezeugungen über den Verlust der Macht zu trösten. Ob er das Wort: „Le roi me reverra" gesprochen hat, ist nicht mit Sicherheit festgestellt, aber seiner leidenschaftlichen Stimmung wäre ein solcher Ausspruch nicht fremd gewesen. Wie die Tochter des Grafen Alexander Keyserling, eines intimen Freundes des Bismarckschen Hauses, berichtet, las Bismarck in jenen Tagen erneut Schillers „Räuber", in denen er eine Stimmung fand, die seiner eigenen Verbitterung entsprach. Als Graf Keyserling ihm einmal sagte, es sei jetzt seine Aufgabe, trotz des Schweren, das ihn betroffen, eine harmonische Persönlichkeit darzustellen, er widerte Fürst Bismarck unwirsch: „Wozu soll ich harmonisch sein?"

Für eine Fronde großen Stils war jedoch das Preußen und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts nicht geschaffen. Den Parlamentarismus hatte Bismarck systematisch geschwächt. Auf ihn konnte er sich nicht stützen, selbst wenn eine politische Partei vorhanden gewesen wäre, die Neigung gehabt hätte, sich dem entlassenen Bismarck zur Verfügung zu stellen. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage hat denn auch Bismarck niemals seinen Sitz im Reichstage als Vertreter von Neuhaus-Otterndorf eingenommen. So kam die Welt um ein sensationelles Schauspiel. Bismarck als Redner der Opposition gegen die Reichsregierung! Welch ein Fest für alle die, welche in den parlamentarischen Kämpfen vornehmlich dramatischen Reiz suchen. Sein Nachfolger im Reichskanzleramt, Graf Caprivi, stand auch rednerisch seinen Mann; er wäre dem Zusammenstoß nicht ausgewichen. Bismarck selbst war ein äußerst wirkungsvoller Redner, seiner Rede diente ein weltgeschichtlicher Ruhm zur Folie. Wie es nach Austerlitz für Talleyrand leicht war, eindrucks-

volle Noten zu schreiben, so konnte auch Bismarck, der Österreich und Frankreich militärisch und diplomatisch überwunden hatte und als Meister der europäischen Politik keinen gleichwertigen Rivalen hatte, in der Fülle seiner Macht wohl Reden halten, denen die Welt lauschte; auch wenn seine Rede so banal gewesen wäre, wie sie geistreich war, würde sie nicht ohne Eindruck geblieben sein. Bismarck selbst liebte es, die Kunst der Beredtsamkeit zu verspotten, ebenso wie er gern über die Zeitungsschreiber herfiel; das geschah aber nur, wenn ihm oppositionelle Redner oder Publizisten unbequem geworden waren. Wir wissen aus Buschs Aufzeichnungen, welchen breiten Raum in der Tätigkeit des viel beschäftigten Kanzlers die Bearbeitung der öffentlichen Meinung einnahm, ja, wie er es nicht verschmähte, seinen journalistischen Gehilfen Skizzen zu Zeitungsartikeln in die Feder zu diktieren. Daß er bei solchen publizistischen Arbeiten nicht gerade glimpflich mit seinen Gegnern umzuspringen pflegte, braucht bei einem Mann von der Leidenschaftlichkeit Bismarcks nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern" — so schreibt er im Jahre 1857 an Leopold von Gerlach —, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und es ist vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist."

Dieser „Fehler des Auges" machte den Menschen Bismarck nicht liebenswürdiger, aber er hat sicherlich dazu beigetragen, den Staatsmann zur Höhe zu führen. Er wäre nie der segensreiche Zerstörer des Deutschen Bundes geworden, wenn er nicht den unfehlbaren Blick für die Schwächen dieses unglücklichen Staatsgebildes besessen hätte. Er würde nie das überlegene Kraftgefühl erlangt haben, das ihn trieb, auch nach dem Höchsten zu streben, wenn er nicht die Un-

zulänglichkeit seiner diplomatischen Gegner vollständig durchschaut hätte. Historische Neubauten erheben sich immer nur auf einem Terrain, das erst durch Niederreißen des Bestehenden gewonnen worden ist. Bismarck war Zerstörer und Erbauer im größten Stil, gewiß kein reiner Segen für sein Volk, aber einer jener Gewaltigen, deren sich das Schicksal nur zu bedienen pflegt, wenn es Großes verrichten will.

Ludwig Bamberger.

An einem jener sonnigen Tage des Vorfrühlings, die er so sehr liebte, ist er gestorben. Um die Mitte des Tages, während die helle Sonne das erste Grün aus dem Gebüsch seines Gartens hervorlockte. Draußen die neue, keimende Natur, drinnen der Tod, der mit leichter Hand, wie im Vorüberstreifen, ein Leben brach, das in schwacher Hülle einen kostbaren geistigen Inhalt barg.

Er stand im sechsundsiebzigsten Jahre, und wer ihn sah, diese zarte, ein wenig vornüber gebeugte, schmächtige Gestalt, die nur von der Kraft des Geistes zusammengehalten zu sein schien, der überzeugte sich bald, daß ein großer Lebenskünstler vor ihm stand. Was ihm die Natur an körperlicher Gesundheit und Stärke gewährte, das hat er ihr gleichsam abgelistet. Und als er vor Jahresfrist dem ungeduldigen Freund Hein ein Schnippchen schlug, da hofften Bambergers Freunde, Witz und Geist würden den Kampf gegen die harte Notwendigkeit noch geraume Zeit siegreich fortführen. Geistig war er wieder völlig erstarkt. Er war liebenswürdiger als je und scherzte wie zuvor. Wie um seine Kräfte aufs neue zu erproben, machte er sich an seine Artikel über „Bismarck Posthumus“, und als dieselben den wohlverdienten Erfolg davontrugen, schien er verjüngt, da er sah, daß er noch mehr zu leisten vermochte, als er selbst gewähnt. Als ich ihm scherzend sagte, er klettere wie die

Lerche, an seinen eigenen Liedern in die Luft, da gestand er gern zu, daß das Gefühl, noch etwas zu können, auf ihn belebend wirke.

So kann man in Wahrheit sagen, daß er mitten aus der Arbeit abgerufen wurde, aus einer Arbeit, ohne die ihm selbst die Muße keinen Genuß gewährte. Seit sechs Jahren hielt er sich vom lauten Markte fern, aber er blieb eine lebendige Kraft in unserem öffentlichen Leben. Man hörte auf das, was er sagte, und sein Interesse fand kein Genügen am passiven Kenntnisnehmen des Geschehenen; nach wie vor suchte er mit seinen Ideen in Rede und Schrift auf die Dinge einzuwirken. Das Schicksal der Reichsbankgesetzvorlage beschäftigte ihn noch in den letzten Stunden seines Lebens. Auf nichts war er — mit vollem Recht — stolzer, als auf seinen Anteil an der vernünftigen gesetzgeberischen Ausgestaltung unserer Reichsbank und unserer Währung, und es erfüllte ihn mit hoher Befriedigung, daß die agrarische Reaktion an diesen beiden Pfeilern der deutschen Volkswirtschaft machtlos abprallte.

Was Ludwig Bamberger dem deutschen Volke war und über das Grab hinaus sein wird, das werden nur die gerecht würdigen, die davon durchdrungen sind, daß der kostbarste nationale Besitz in echten Persönlichkeiten besteht. Bamberger war eine echte Persönlichkeit. In seiner Lebensführung, in seiner Beredtsamkeit, in seinem Stil war nichts Kopie. Kein Originalitätshascher, ein abgesagter Feind jeder Formlosigkeit, ein literarischer Feinschmecker hat er sich doch einen ganz eigenen Platz unter den Schriftstellern und Politikern Deutschlands gewonnen.

Als es bei uns noch Mode war, Männer, die sich zu den herrschenden Mächten in Widerspruch gesetzt hatten, eines Mangels an Nationalgefühl zu beschuldigen, ist auch

ihm wie so vielen der besten Männer Deutschlands diese Beschuldigung nicht erspart geblieben. Ihm, dem Juden gegenüber, der solange in fremden Landen gelebt hatte, glaubte man das blöde Vorurteil besonders leicht in Bewegung setzen zu können, wenn man von einem Sujet mixte sprach. Nie war ein Vorwurf weniger verdient. Die Einheit und die Freiheit Deutschlands erfüllten seine Seele, seitdem er selbständig denken konnte. Der leidenschaftliche Wunsch, das in zahllose kleine Vaterländer zerrissene Deutschland aus der kleinstaatlichen Misère herauszuführen und zu einem freiheitlich regierten Großstaat zu machen, riß ihn in den pfälzischen Aufstand des Jahres 1849. Er büßte die patriotische Ungeduld mit jahrelanger Verbannung. In England, Holland, Belgien, Frankreich erwarb er sich neue Freunde, reiche Lebenserfahrung, Wohlstand und Ansehn. Aus großen wirtschaftlichen Unternehmungen ging ein eindringendes Verständnis volkswirtschaftlicher Probleme hervor. Aber alle diese mit emsigem Fleiß aufgespeicherten Kenntnisse und Erfahrungen, sie bildeten nur den Schatz, den er dereinst auf deutschem Boden fruchtbringend zu verwerten hoffte: das Land der Heimat mit der Seele suchend. Die Leidenschaft des Herzens hatte ihn zum Revolutionär gemacht, aber sein kritischer Verstand rettete ihn davor, in dem Scheitern der Revolution eine bloße Tücke des Schicksals zu sehen. Mit einer kritischen Wahrheitsliebe, die auch vor den eigenen Fehlern und Torheiten nicht Halt macht, veröffentlichte er bereits im Juli 1849 die „Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung“ zu dem ausgesprochenen Zwecke, um „uns bis aufs kleinste klar zu machen, an welchen Mängeln und Fehlern wir zugrunde gegangen sind.“

Diese unerschrockene Einsicht und dieser Mut, öffentlich Zeugnis abzulegen von dem, was er als richtig erkannt

hatte, haben Ludwig Bamberger durch sein ganzes Leben begleitet.

Als er zehn Jahre später erneut versuchte, auf die Gestaltung der deutschen Politik einen Einfluß auszuüben, war der im großen wirtschaftlichen Leben stehende deutsche Flüchtling wesentlich gereift. Italien hatte seinen Befreiungskrieg begonnen. Österreich war von Piemont und Frankreich angegriffen. Sollte Preußen Österreich helfend beispringen? Die öffentliche Meinung in ganz Deutschland war überwiegend dafür, besonders in Süddeutschland. Preußen müsse Italien bekämpfen, weil die Österreicher deutsche Brüder seien und weil an Italiens Seite der Erbfeind Napoleon fechte. Auch die Demokraten in Süddeutschland forderten leidenschaftlich eine solche Intervention, und daß sie nicht erfolgte, galt ihnen als Bestätigung der lange gehegten Überzeugung, daß von Preußen für Deutschland nichts zu hoffen sei. Bamberger verfolgte von Paris aus mit patriotischer Beklemmung dies Mißverstehen der wahren Interessen Deutschlands, und er schrieb sein zornmütiges Pamphlet: „Juchhe nach Italia!", worin er in flammenden Worten dieselbe Realpolitik verteidigte, die, wie wir aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" wissen, der geniale preußische Junker damals dem Regenten Preußens anempfahl.

Dann kam der Krieg von 1866. Die alten demokratischen Freunde Bambergers, deren Abneigung gegen Preußen durch den Militärkonflikt stark genährt war, wiesen fast sämtlich den Gedanken von der Hand, auf den von Bismarck mit Blut und Eisen zubereiteten nationalen Boden zu treten. Anders Bamberger.

Was Bamberger vor allem auszeichnete das trat gerade in jenem Wendepunkt der Geschicke Deutschlands mit überraschender Klarheit zutage. Theodor Mommsen hat es

bei Bambergers siebzigstem Geburtstage mit den Worten charakterisiert: „Was Bamberger eigen ist, ist die in der Tiefe seiner Leidenschaft begründete Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens und Handelns, seine dem Poltern und Schelten ebenso wie dem Schmollen und Grollen absagende und dadurch so überlegene politesse du coeur, die völlige Freiheit von Bitterkeit und Eigensinn." Dem rechten Manne liegt das Ideal im Ziel, und nicht in den Wegen. Das Traumbild von 1848 nahte sich der Verwirklichung, anders, als Bamberger gehofft und gemeint hatte, und durch andere Männer, durch einstmals bitter bekämpfte Widersacher, aber der Bann der Kleinstaaterei war gesprengt, der Boden für ein breites, nationales Leben war gewonnen. Bamberger kehrte ins Vaterland zurück und hatte die Genugtuung, im ersten deutschen Zollparlament seine Vaterstadt Mainz vertreten zu können. Damals erschien auch sein Monsieur de Bismarck, die erste in der Kette jener zahlreichen literarischen Arbeiten, die wenige Wochen vor seinem Tode erst mit den sechs Artikeln über Bismarck Posthumus geschlossen wurde, und die zusammen den besten Kommentar für das staatsmännische Wesen und Wirken des großen Kanzlers, für seine Licht- und seine Schattenseiten bildet, den die deutsche Literatur bisher aufzuweisen hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der „rote" Bamberger, der sich so resolut mit der neu geschaffenen politischen Lage abfand, ohne weiteres zu den „Hurraschreiern und Erfolganbetern" geworfen wurde. Aber so bereit er war am Neubau des Reiches sich zu beteiligen, so wenig dachte er daran, die alten Götter zu verbrennen. Er hoffte vielmehr, ihnen im neuen, nationalen Hause einen bevorzugten Platz erringen zu helfen. Und diesem Vorsatz ist er treu geblieben. Ein volles Vierteljahrhundert hat er dem deutschen Parla-

mente angehört. Unzählige Male hat er das Wort ergriffen, dessen er in so hohem Grade mächtig war, und die Feder angesetzt, die kein anderer politischer Schriftsteller Deutschlands meisterhafter zu führen verstand, aber nie hat er den Glauben verleugnet, daß die Freiheit die Nährmutter aller staatlichen Tugenden sei. Zu klug, um nicht einzusehen, daß in der Politik das Kompromiß die Regel und nicht die Ausnahme bildet, zu skeptisch, um den Wert der einzelnen gesetzgeberischen Handlung über Gebühr zu schätzen, hatte er doch eine Summe unerschütterlicher Überzeugungen. Sie gruppierten sich um das Prinzip des Individualismus.

Ich sehe ihn noch vor mir, als ich ihn einmal vor Jahren in seinem Landhause in Interlaken aufsuchte. Wir saßen unter dem Nußbaum des Gartens, unter dem sich so gut plaudern ließ: vor uns das Lauterbrunner Tal und im Hintergrunde die Jungfrau in strahlender Schönheit. Es war ein wundervoller Nachmittag, wie gemacht für intime Zwiesprache. Bamberger ließ den Blick über die üppige Flur schweifen und zitierte dann die Goetheschen Verse:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt:
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man ist.

Das war mehr, als ein flüchtiges Zitat, das war ein Glaubensbekenntnis.

Die persönliche Freiheit erschien ihm als ein so kostbares Gut, daß er davon weder dem Staate noch der Kirche mehr abgegeben wissen wollte, als unbedingt erforderlich war. Aus dieser Grundauffassung ging für ihn die Forderung

der Gewissensfreiheit, der Lehrfreiheit, der Rede- und Preßfreiheit, der Gewerbe- und Handelsfreiheit hervor. Er wußte so gut wie irgend einer, daß jede Freiheit mißbraucht werden kann und gelegentlich mißbraucht wird. Aber die belebende und erziehende Kraft der Freiheit stand ihm höher als diese Sorge. Mit Lust und Eifer beteiligte er sich deshalb in den ersten siebziger Jahren speziell an der wirtschaftlichen Gesetzgebung, in der Fürst Bismarck Delbrück und dessen liberale Freunde ziemlich frei schalten ließ. Es war die große Zeit des Liberalismus in Deutschland, und viel von dem, was damals unter Bambergers Führung und Mithilfe geschaffen wurde, hat auch der spätere reaktionäre Unverstand nicht beseitigen können. Vor allem nicht unsere Goldwährung, die Bamberger mitgeschaffen und hartnäckiger als irgend jemand, insbesondere auch hartnäckiger als die Reichsregierung selbst, durch Jahrzehnte hindurch siegreich verteidigt hat.

Dann kam der Umschwung in den Anschauungen des Fürsten Bismarck; das Sozialistengesetz, die Schutzzöllnerei, der Staatssozialismus, die Kolonialpolitik. Mit jedem neuen Schritt von der Bahn der wirtschaftlichen Freiheit wurde die Entfremdung zwischen der Regierung des Fürsten Bismarck und den alten nationalliberalen Freihändlern größer. Bamberger sah schärfer als viele seiner früheren politischen Freunde. Das war keine bloße Revision einzelner wirtschaftlicher Maßnahmen, das war der Beginn einer Reaktion auf der ganzen Linie, der Beginn einer Demoralisation unseres öffentlichen Lebens durch die Entfesselung der heftigsten Interessenkämpfe, eine Bedrohung des gesamten Liberalismus durch Agrariertum und Sozialismus, eine Gefährdung der politischen Stellung des deutschen Bürgertums.

Bamberger hat die heraufziehenden Gefahren richtig eingeschätzt. Er hat dagegen gekämpft, soviel er konnte, er hat insbesondere das deutsche Bürgertum unablässig ermuntert und aufzurütteln gesucht, damit es Widerstand leiste. Aber er war kein Eiferer, er suchte vor allem die tieferen Ursachen dessen, was geschah, zu verstehen; und in diesem Bemühen hat er zum besseren Verständnis der politischen Geschichte unserer Zeit die wertvollsten Beiträge geliefert. Die politische Entwicklung der Völker in ihrem innersten Wesen zu ergründen, war überhaupt ein starkes Bedürfnis seines kritischen Verstandes.

Da es Bamberger immer nur auf das Wesen der Dinge und nicht darauf ankam, daß man gerade auf einem bestimmten Wege zum Ziele gelangt, so hat er auch dem politischen Fraktionswesen nie eine irgendwie entscheidende Bedeutung beigelegt. Vom Fraktionsfanatismus war er völlig frei; war das Band der gemeinsamen politischen Überzeugungen gerissen, so hatte für ihn der äußere Parteiverband keinen Wert mehr. Vor den Formeln eines Parteiprogramms hatte er niemals besonderen Respekt, um so stärker war in ihm das auf innerer geistiger Zusammengehörigkeit beruhende Gefühl politischer Kameradschaft, das ihn bestimmte, in Freud und Leid mit denen auszuharren, deren politische Grundanschauungen er teilte.

So erklärt sich der öftere Wechsel in der Zugehörigkeit zu einer äußeren Parteifraktion und zugleich die unerschütterliche politische Freundschaft, die ihn mit seinen eigentlichen Gesinnungsgenossen verknüpfte. Er schloß sich den Nationalliberalen an in jener Zeit, als alle gesetzgeberische Arbeit in der inneren Politik von den Nationalliberalen wirksam beeinflußt wurde, als insbesondere unsere gesamte Wirtschaftspolitik den Stempel des liberalen Individualismus

trug; er verließ diese Partei, als er sich überzeugt hatte, daß Fürst Bismarck das weitere Zusammenwirken mit dem Liberalismus verschmähte. Als einer der Führer der neu gebildeten „Liberalen Vereinigung" rechtfertigte er in einer glänzenden Broschüre die Sezession. Um dem entschiedenen Liberalismus eine breitere Parteiunterlage zu verschaffen, erklärte er sich 1884 damit einverstanden, daß die „Liberale Vereinigung" und die „Fortschrittspartei" in der „Deutschen freisinnigen Partei" aufgingen, um dann im Jahre 1893 mit den alten Freunden der „Liberalen Vereinigung" sich aus dieser Verbindung wieder zu lösen.

Bamberger war ein Mann von hoher politischer Begabung. Aber so sehr auch die Politik die vorherrschende Leidenschaft seines Lebens war, so ging er nie völlig in ihr auf. Jemand, der nichts weiter ist als Politiker, ist in der Regel ein schlechter Politiker, denn er verkennt zu leicht, daß die Politik nur einen Teil des Kulturlebens eines Volkes darstellt. Bamberger war kein intellektueller und kein ästhetischer Genuß fremd. Die Schönheit hellenischen Marmors und der Wohllaut eines Mozartschen Quartetts, ein neues Bild von Lenbach und ein Roman von Anatole France, ein schönes Frauenantlitz und eine geschmackvolle Robe, eine gute Anekdote und ein gutes Glas Wein: für alles hatte er ein feines Verständnis. In der Kunst neigte er dem Klassischen zu. Alles Wirre, Tobende, Affektierte, Sentimentale und Brutale war ihm zuwider. „Ein klarer, tiefer, stiller See, in dem sich Sonne, Mond und Sterne spiegeln": so faßte er einst das Lebensbild seines Freundes Otto Gildemeister zusammen. Tiefe verbunden mit Klarheit: danach strebte auch er. Man hat seinen Witz und seinen Esprit oft rühmend hervorgehoben; und gewiß mit Recht. Aber sein Witz diente nur zum Schmuck der Rede, entartete nie zum Selbstzweck.

Man hat es oft beklagt, daß Bambergers reiche Gaben niemals unmittelbar in der Regierung unseres Landes sich betätigen konnten. Ich glaube nicht, daß wir gerade bei Bamberger das zu bedauern hatten. Die Zahl der geistig freien, unabhängigen und hochgebildeten Männer, die der Freiheit und Humanität als Gedankenvermittler dienen können und dienen wollen, ist in unserem Vaterlande so viel kleiner, als die Zahl talentvoller und geschickter Beamten, daß wir uns freuen müssen, Bambergers feinen Geist nicht in der Eintönigkeit der Verwaltungsroutine abgestumpft gesehen zu haben.

Bei den Neuwahlen des Jahres 1893 nahm Bamberger ein Mandat zum Reichstag nicht wieder an, und damit schied aus unserem Parlament einer der geistvollsten Redner, die der Reichstag je besessen hat. Er hatte das Ohr des Hauses wie wenige; wenn er sich erhob, dann wußte man, daß ein besonderer geistiger Schmaus in Aussicht war. Er verstand es meisterhaft, verwickelte wirtschaftliche Fragen auf einfache Grundgedanken zurückzuführen und die Behandlung mit so-viel reizvollem Detail auszustatten, daß er, wie man von Gladstone sagte, selbst Käse und Heringe interessant zu machen wußte. Er bereitete seine Reden gründlich vor, wenngleich er sie niemals vorher im Wortlaut feststellte. Der ganze Gedankengang war wohl überlegt, auch die Pointen und Bonmots lagen gut verwahrt im Köcher; aber da er nur den gesamten Gedankeninhalt, den er rednerisch zu verarbeiten gedachte, zusammenstellte, ohne sich irgendwie an einen Wortlaut zu binden, so war er in der Replik ebenso glücklich, wie in der Exposition, und seine Rede bekam jene Ungezwungenheit und Treffsicherheit, ohne die es in Parlamenten größere Erfolge nicht gibt.

Die Bambergersche Beredtsamkeit war aber keineswegs

bloß auf das Parlament beschränkt. Fehlte ihm gleich das sonore Organ und im späteren Alter auch der Geschmack an der breiten Pinselführung des Volksredners, so wußte er doch auch größere Wählermassen fortzureißen.

Unübertrefflich aber war er im Kreise gleichgesinnter Freunde, wenn er ihnen in einem zierlich geformten, geistreichen after-dinner-speech gleichsam die Philosophie des Liberalismus zum besten gab oder bei einem festlichen Anlaß einen zu Feiernden charakterisierte und dabei die Vergangenheit und die Zukunft mit den Strahlen seines Witzes beleuchtete.

Trotz dieser glänzenden Rednergabe steht der Schriftsteller noch über dem Redner. In dem Essay über Kirche und Staat, den Macaulay vor sechzig Jahren veröffentlichte, macht er auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen der Wirkung des geschriebenen Wortes, welches in der Stille des Schreibzimmers gefeilt ist, und der Wirkung des gesprochenen Wortes, das, unterstützt von Gesten und Ausdruck, für einen Augenblick ans Ohr schlägt, besteht. Das „in der Stille des Schreibzimmers gefeilte Wort", das war Bambergers größte Force. Er war ein journalistischer Künstler, ein Meister des Stils. In dem künstlerischen Schmuck des geschriebenen Wortes ging aber das Wesentliche nie verloren, es trat nur weniger aufdringlich hervor. In der Polemik traf sein eleganter Stoß die empfindlichsten Stellen des Gegners, und doch war er weniger Polemiker, als humaner Skeptiker, der auch das, was ihn abstößt, zu begreifen sucht, und der es liebt, auf die Lichtseiten des Lebens und auf die angenehmen Eigenschaften der Menschen und Dinge hinzuweisen.

Wenn Buffons Ausspruch: „le style est de l'homme même" richtig ist, so ist der Mensch Bamberger an dieser

Seite seines Stils am besten zu erkennen. Der Charakterzug des humanen Skeptikers trat bei ihm am deutlichsten zutage, und je älter er wurde, um so mehr bekam die Skepsis bei diesem „herzlosen Manchestermann“ einen humanen Zug. Das Verhältnis des Menschen zum Menschen wurde ihm immer mehr das Wesentliche, der Glaube an die besondere Kraft von Gesetzen und Einrichtungen wurde immer geringer; das Unrecht jedoch, das an einem einzelnen begangen wurde, das Unglück, welches den einzelnen Freund betraf, — das war imstande, die ganze Leidenschaft seines Herzens auch noch im hohen Alter zu entzünden.

Jeder, der mit ihm in freundschaftliche Beziehung trat — und wie groß war dieser Freundeskreis! —, der durfte der zartesten Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme gewiß sein. Ich habe in zwanzigjähriger Freundschaft bei ihm nie erlebt, daß er sich irgend einer Freundschaftspflicht entzogen hätte; seine politischen Freunde haben niemals vergeblich bei ihm angeklopft, wenn es sich darum handelte, mit seinem Rat, mit seinem Namen oder mit seiner Feder für sie einzutreten. Die gleiche liebenswürdige Anteilnahme widmete er allen seinen Freunden und Freundinnen, ja selbst den Kindern seiner Freunde. Er hielt sich nicht für zu gut, um selbst auf die Geburtstagsbriefe kleiner schulpflichtiger Mädchen in herzlicher Ausführlichkeit zu antworten.

Wie groß ist die Zahl derer, die in Ludwig Bamberger einen treuen Freund verloren haben! Wir werden ihn nicht mehr sehen, den edlen Mann, uns nicht mehr erfreuen an seiner witzigen Rede, uns nicht mehr erquicken an seiner Herzenswärme. Verödet ist für uns das Haus, in dem er die reizvollste Geselligkeit pflegte, vorbei das Geplauder in seinem Studierzimmer, in welchem die alten Freunde mit immer neuen Besuchern, die aus aller Herren

Ländern bei Bamberger vorsprachen, im Gedankenaustausch zusammentrafen. Was er seinen nächsten Freunden war, das vermag ich nicht besser als mit seinen eigenen Worten auszudrücken, mit denen er den Essay über die Freundschaft, den er Weihnachten 1897 in der „Nation" veröffentlichte, schloß:

„Wer nicht die Freude kennt, dem, der gleichen Sinnes ist, das mitzuteilen, was diesen Sinn berührt, kennt nicht eine der lieblichsten Regungen des Geistes. Wie wehmütig wird die Erinnerung an einen dahingeschiedenen Freund erweckt in dem Moment, da man etwas erlebt, was ihn besonders interessiert haben würde. Im ersten Augenblick will der Gedanke zu ihm hinfliegen, es mitzuteilen, doch im nächsten muß er sich schmerzlich besinnen, daß es für immer vorüber ist mit diesem schönen Wiederklang.

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang.
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang."

Wiederklang! das ist der Inbegriff alles Zaubers, der dem Leben seinen Reiz verleiht — selbst über den Tod hinaus für unsere Vorstellung."

Ludwig Windthorst.

Die Tatsache, daß ein nahezu blinder, fast achtzigjähriger Greis — mitten aus parlamentarischen Kämpfen vom Tode abgerufen — eine Lücke hinterläßt, die unausfüllbar ist, kennzeichnet die Persönlichkeit und das Wirken des am 14. März 1891 gestorbenen Zentrumsführers, sowie die Sonderbarkeit des gegenwärtigen Weltlaufs in gleicher Weise. Nur ganz ungewöhnliche persönliche Eigenschaften, eine sehr eigenartige Parteikonstellation und höchst verschrobene allgemeine politische Verhältnisse lassen eine Rolle begreiflich erscheinen, wie sie Ludwig Windthorst bis zum letzten Augenblicke seines Lebens glänzend durchzuführen verstanden hat.

In der Anerkennung der hohen geistigen Gaben des Mannes ist alle Welt einig. Er war der erfindungsreiche Odysseus des Parlaments, aus jener zähen niedersächsischen Art, deren common sense — aller Phantasterei fremd, oft nüchtern, aber in den edleren Formen voll elastischer Kraft für praktische Staatsgeschäfte wie geschaffen ist. Sein weder von Habgier noch von Ehrsucht, noch von Eitelkeit geblendeter, klarer Verstand hatte den größten Respekt vor der Macht der Tatsachen und eben deshalb jagte er nie dem Unmöglichen nach. Er war der Mann der Abschlagszahlungen; er wußte, daß in der Politik alles blattweise gegessen zu werden pflegt, wie bei der Artischocke. Auf seinem Willen bestehend, so lange noch eine Möglichkeit vor-

lag, denselben durchzusetzen, aber stets mit guter Manier da nachgebend, wo er unüberwindliche Widerstände antraf, entwickelte er sich zu einem unvergleichlichen Führer einer aus disparaten Elementen zusammengesetzten Partei. Sein oberstes Ziel blieb stets, mit der konzentrierten Macht von hundert Stimmen bei parlamentarischen Abstimmungen den Ausschlag zu geben. Wofür der Ausschlag gegeben wurde, war dem Führer häufig nur eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Man konnte dabei nicht sagen, daß dieser parlamentarische Diplomat grundsatzlos gewesen wäre; noch weniger war er reaktionär. Trotz seiner legitimistischen und partikularistischen Velleitäten, bei denen übrigens viel Kokretterie mit unterlief, steckte in dem ehemaligen hannoverschen Staatsminister wahrscheinlich mehr moderner Geist und auch mehr Liberalismus, als in irgend einem aus seiner Gefolgschaft. Speziell hatte er nicht die geringste Vorliebe für das preußische Junkertum, wenn er auch gelegentlich mit ihm politische Geschäfte machte. Er fühlte sich als Mann des Volkes, und er liebte es, auch als Feldherr mit dem gemeinen Mann schalkhafte Reden zu wechseln. Er war alles andere eher, als ein verbohrter Parteimann. Sein Gerechtigkeitssinn veranlaßte ihn oft, die Leistungen seiner Gegner unumwunden anzuerkennen, und er verkehrte mit allen Parteien in gleicher Liebenswürdigkeit. In gar manchem freisinnigen Hause war er ein oft und gern gesehener Gast. An einer Tafelrunde mit zehn, zwölf animierten Tischgenossen beiderlei Geschlechts war er ganz besonders in seinem Element. Seine etwas altfränkische Galanterie und die neckischen Komplimente, mit denen er schöne Frauen reich bedachte; die Art, wie er von diesen verzogen wurde; die sprudelnde, sich in häufigen Toasten entladende Unterhaltung; die Unermüdlichkeit seines Humors, der Plattheit wie Tiefe in gleicher

Weise zu vermeiden wußte, — alles wirkte zusammen, um ihn zu einem vortrefflichen Gesellschafter zu machen. Auch über einen Scherz auf seine Kosten konnte er sich freuen. Ich höre noch sein herzliches Lachen, als ihm — wenige Wochen vor seinem Tode — ein Reichstagskollege, der ihn in vertraulichem Gespräch mit drei jungen Damen bemerkte, eine Apfelsine in die Hand drückte und ihn aufforderte, sein Gutachten als Paris abzugeben. Zwar war Windthorst stolz darauf, auch einstmals ein Hirt gewesen zu sein — er erzählte mit Vorliebe, wie er in früher Jugend die Gänse seines Vaters gehütet habe — aber das Äußere eines Paris hatte der kleine vierschrötige Mann mit dem zur Karrikatur herausfordernden Gesicht augenscheinlich nie besessen. Nur seine Hände waren fein modelliert, und er pflegte zu scherzen, daß der Herrgott bei seiner Erschaffung in der Arbeit gestört worden sei und nur die Hände habe vollenden können. Aber die mächtige Statur und der hohe Federbusch tun es heute nicht mehr. Der kleine Thiers mit seinem Regenschirm und der kleine Windthorst mit seiner schiefen Brille haben die prächtigsten Generäle in den Schatten gestellt.

Dabei läßt sich nicht einmal behaupten, daß Windthorst ein glänzender Redner gewesen sei. Er war klug und schlagfertig, aber wenn man an seine Reden denkt, erinnert man sich keines Gedankens, der uns im Innersten gepackt, keiner Wendung, die fortgerissen hätte. Er war eben ganz politischer Geschäftsmann, durch und durch praktischer Manager einer einflußreichen Partei.

So wächst eine Persönlichkeit vor unserm geistigen Auge heran, die man nicht leicht vergißt. Und der Mann wird auch von keinem Geschichtsschreiber unserer Zeit vergessen werden.

Das Urteil über seine öffentliche Tätigkeit dürfte allerdings sehr verschiedenartig lauten. Man kann nicht sagen,

daß er viel Positives geschaffen hätte, was ihn überleben wird. Seine segensreichste Tätigkeit bestand darin, daß er ein Hemmschuh der Bismarckschen Gewaltpolitik war. Wer weiß, in welchem Zustande sich unsere Reichsverfassung befände, wenn dieser Hemmschuh nicht gewesen wäre; wer weiß insbesondere, ob wir das allgemeine Wahlrecht noch besäßen?

In Verfassungsfragen, in Rechtsfragen überhaupt, ließ Windthorst nicht mit sich spaßen. So weit sein Opportunismus in wirtschaftspolilischen Dingen ging, hier hörte er auf. Staatssozialistischen Bestrebungen gegenüber ergriff ihn oft, nur ein instinktives Unbehagen, aber in Rechtsfragen fühlte er sicheren Boden unter den Füßen. Von den Rechten des Parlaments etwas aufzugeben, dazu war er nicht geneigt.

In dieser Beziehung wird sich sein Verlust möglicherweise noch geltend machen, denn hier wußte er seine Partei, immer geschlossen zusammenzuhalten.

Was aber wird aus dieser Partei nun werden? Die Frage liegt auf allen Lippen. Es ist, wie wenn eine feste Eisdecke aufbricht und die Eisschollen ins Treiben kommen. Vielleicht stauen sie sich noch irgendwo wieder, aber eine zuverlässige, Lasten tragende Decke bilden sie nicht mehr. Und darin liegt die Hauptveränderung der politischen Situation.

Für einen am Ruder befindlichen Staatsmann mit weitem Blick war die Zeit für umfassende Reformen wahrscheinlich nie günstiger als jetzt, da Fürst Bismarck in Friedrichsruh seinen eigenen Ruhmeskranz entblättert und Ludwig Windthorst unter den großartigsten Trauerkundgebungen, an denen vom armen Häusler bis zum deutschen Kaiser, vom Dorfkaplan bis zum Papst in Rom sich alle Stände beteiligten, zur ewigen Ruhe gelangt ist.

Caprivi.

Der zweite Kanzler des Deutschen Reichs ist seinem großen Vorgänger rasch in den Tod nachgefolgt. Graf Caprivi kränkelte seit Monaten und seine nächsten Freunde fürchteten, daß seine Tage gezählt seien. Für die weitere Öffentlichkeit aber kam die Nachricht seines Todes unerwartet. War er doch erst 68 Jahre alt, und dieser hohen Gestalt, deren straffe Haltung unter der schweren Last des Reichskanzleramts keine Zeichen von Ermüdung kundgab, schienen in der Zurückgezogenheit des Landlebens noch manche Jahre der Muße beschieden zu sein. Nicht selten ist jedoch der Kampf das Leben und die Ruhe die Resignation der Anfang vom Ende.

Leo von Caprivi hat den Undank dieser schnöden Welt zum Vollen ausgekostet. Er, der die besten Eigenschaften eines preußischen Offiziers und eines preußischen Beamten in sich vereinigte, der in einer langen, ehrenvollen Laufbahn in Krieg und Frieden, als Offizier und Marineminister, stets seine volle Schuldigkeit und mehr getan hatte, ein Gentleman, an dessen Charakter kein häßlicher Zug bemerkbar wurde, ward plötzlich vor die Aufgabe gestellt, die politische Erbschaft eines Bismarck anzutreten. Er hätte die Aufgabe nicht übernehmen sollen, haben seine Gegner oft erklärt. Aber war ein Besserer zur Stelle? Nie ist auch nur der Versuch gemacht, diesen Besseren zu nennen. Die

Bismarck-Fronde hätte auch jeden anderen ebenso und vielleicht ärger bekämpft, denn daß sich überhaupt jemand fand, der den Bogen des Odysseus spannen wollte, das war ja das eigentliche Verbrechen. Man hätte am liebsten ein Vakuum gesehen, als wirksamste Kritik der Entlassung Bismarcks; da aber selbst bei dem Sturze der Mächtigsten die Welt nicht stillzustehen pflegt und ein Ritornare al segno bei einem selbstbewußten Hohenzollernfürsten ausgeschlossen war, so wurde der Nachfolger des Gestürzten das Opfer, auf das Groll und Enttäuschung sich warfen.

Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob die Entlassung des Fürsten Bismarck gerechtfertigt war. Meines Erachtens war sie es. Fürst Bismarcks Politik war steril geworden. Nirgends zeigte sich das deutlicher, als in der Behandlung der Sozialdemokratie, der gegenüber die Mißgriffe einer wirkungslosen Repressionspolitik durch verstärkte Dosen des unwirksamen Mittels gesteigert werden sollten, und in der Führung der Handelspolitik, die der mit dem Jahre 1892 drohenden handelspolitischen Anarchie planlos entgegensteuerte. Ein Wechsel in der Leitung der politischen Geschäfte des Reiches erschien sachlich geboten.

Aus welchen Gründen immer aber die Entlassung erfolgte und wie die einzelnen Parteien und Politiker dazu stehen mochten, — daß sie nach Lage der Dinge und nach der Natur der dabei in erster Linie in Betracht kommenden Personen unwiderruflich war, konnte nicht wohl verkannt werden.

Das sahen auch die eifrigsten Bewunderer des Fürsten Bismarck ein, und niemand unter ihnen, der politisch etwas zu verlieren hatte, setzte seinen Einfluß aufs Spiel, um den Gestürzten wieder aufzurichten. Man fand sich überraschend

schnell ins Unvermeidliche und beschränkte sich zunächst darauf, seiner Anhänglichkeit an den ersten Reichskanzler dadurch Ausdruck zu verleihen, daß man dem zweiten Kanzler möglichst viele Knüppel zwischen die Beine warf und von ihm und seiner staatsmännischen Begabung mit affektiertem Mitleid sprach. Die Konservativen, die nicht zur Bismarckfronde gehörten, begrüßten den neuen Kanzler zunächst wohlwollend. Man sah in ihm vor allem den konservativen General, von dem nicht zu erwarten stand, daß er konservativen Interessen gefährlich werden würde.

Aber dieser konservative General zeigte sich alsbald von einer Selbständigkeit des Urteils, die seine konservativen Parteifreunde zuerst mit Erstaunen, dann mit Befremden, endlich mit Schrecken erfüllte. Er war nicht gesonnen, sich von den Konservativen ohne weiteres ins Schlepptau nehmen zu lassen. Er prüfte selbst, und wo er glaubte, das Interesse der Allgemeinheit erkannt zu haben, da ging er mit ruhiger Sachlichkeit und Zähigkeit ans Werk, um das in der Gesetzgebung durchzuführen, was er für richtig hielt. Dabei wuchs er immer mehr und mehr in seine schwierige Stellung hinein.

Die vier Jahre seiner Kanzlerschaft bezeichnen wahrlich keine Periode des politischen Verfalls oder der Minderung des deutschen Ansehens, der deutschen Macht und des deutschen Wohlstandes. Selbst auf dem Gebiet der auswärtigen Politik hat ihm die gewiß aufmerksame Bismarckfronde keine haltbaren Vorwürfe machen können. Die Beschuldigung, daß er Zansibar „geopfert“ habe, um Helgoland zu erlangen, ist nicht eher ernst zu nehmen, bis nachgewiesen ist, daß Deutschland in Zansibar ernsthafte Ansprüche aufzugeben hatte. Andrerseits hat die erfolgreiche Handelspolitik des Grafen Caprivi nicht wenig dazu bei-

getragen, Deutschlands Stellung zu seinen Nachbarn, insbesondere zu Rußland, auch politisch zu festigen.

Die Handelsverträge von 1892 und 1894, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die Beseitigung des Sozialistengesetzes sind die drei bedeutsamen staatsmännischen Leistungen des „Generals". Was er neben diesen Leistungen verhindert hat, entzieht sich zumeist der öffentlichen Besprechung. Bekannt ist jenes Wort, wonach der Kanzler Caprivi um deswillen entlassen sei, weil er „achtmal dem Kaiser den Gehorsam verweigert habe". Graf Caprivi war ein so treuer Diener seines kaiserlichen Herrn, daß er sich nie zur eigenen Deckung hinter den Thron, sondern stets zur Deckung des Throns vor diesen stellte. Wenn er den Wünschen der Krone entgegentrat, so geschah es gewiß nur deshalb, weil er überzeugt war, im wahren Interesse der Krone zu handeln. Der Reichskanzler ist der oberste Ratgeber des Kaisers, kein bloßes Instrument des kaiserlichen Willens. Graf Caprivi besaß zu viel staatsmännisches Pflichtgefühl, um dieses Verhältnis zu verkennen. Was ihm abging, das war jene weltmännische Schlangenklugheit, die höfischen und politischen Intriguen gewachsen ist. Er hat seine intriganten Gegner erst recht kennen gelernt, als es schon zu spät war; als seine Stellung bereits untergraben, die Gunst des Kaisers ihm schon entfremdet war.

Er hatte sich zu lange daran gewöhnt, den Maßstab seiner eigenen Gradheit und Ehrlichkeit an das ganze politische Leben zu legen. Insbesondere der fanatische Haß der Agrarier war ihm unverständlich. Er sah nicht, daß gerade seine Tugenden diesen Haß schürten. Hätte ein Liberaler, ein Zivilist, ein Parteipolitiker die Agrarier durch das Joch der Handelsverträge geführt, so wäre das empfindlich gewesen, aber man hätte es leichter ertragen. Hier jedoch war

es ein konservativer Mann, ein hoher Militär, ein in jeder Beziehung selbstloser Charakter, der den Agrariern diese politische Niederlage beibrachte. Jeder Unbefangene mußte sich sagen, daß keine politische Voreingenommenheit, keine unlautere Erwägung, kein Parteiinteresse, sondern einzig und allein die Überzeugung von der Notwendigkeit für das gemeine Wohl, die Haltung des Leiters der Regierung bestimmte. Der ganzen agrarischen Opposition wurde damit der Stempel der Gemeinschädlichkeit aufgedrückt. Daher die blinde Wut gegen den Mann ohne Ar und Halm, die weit über den Zeitpunkt seines Sturzes hinausging.

Dieselben Leute, deren Haß den edlen Mann bis ins Privatleben verfolgte, obgleich, vielleicht auch weil er die Verleumdung nie eines Wortes der Erwiderung würdigte, gefielen sich gelegentlich darin, den Grafen Caprivi als einen ganz unterwertigen Staatsmann zu behandeln. Jener intensive Haß ist ein vollgültiges Zeugnis vom Gegenteil. Unsere agrarischen Junker wußten wohl, warum sie ihn haßten. Er war — nachdem der eine große Fehler der Zedlitzschen Schulgesetzvorlage begangen war und er dafür die politische Verantwortlichkeit über Gebühr getragen hatte — mit jedem Jahre mehr der staatsmännische Repräsentant des deutschen Bürgertums geworden. Daß nur ein kleiner Bruchteil des liberalen deutschen Bürgertums begriff, was gerade dieser konservative General als Reichskanzler für das Bürgertum und den Liberalismus bedeutete, ist ein demütigender Beweis für die geringe politische Begabung eben dieses Bürgertums. Der fanatische Haß der preußischen Junker hätte eigentlich genügen sollen, um dem Bürgertum zu zeigen, wessen Partei es zu ergreifen hatte. Statt dessen hat selbst ein Teil der nationalliberalen Presse beim Sturz des Mannes mit Hand angelegt, der wie dazu geschaffen schien,

gerade dem gemäßigten Liberalismus zu neuem Einfluß zu verhelfen.

Es ist müßig, heute Spekulationen darüber anzustellen, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn der gesamte Liberalismus rechtzeitig den Wert des Mannes erkannt und sich resolut hinter ihn gestellt hätte. Seine Laufbahn war beendet, sobald er als Kanzler entlassen war. Mit einer Würde, die keine Spur von Affektiertheit trug, trat er aus dem öffentlichen Leben. Er hat sich nie wieder dorthin gestellt, wo er hätte gesehen werden müssen. Denen, die ihm Unrecht getan hatten, hat er das bittere Gefühl erspart, sich durch seine Gegenwart beschämt zu wissen. Er hat sich um keine Gunst bemüht. Der übelen Nachrede gegenüber hat er den Danteschen Rat befolgt:

. . . Laß die Leute reden was sie mögen,
Sei wie ein fester Turm, drauf nimmer wanken
Die Zinnen, wenn der Wind ihm saust entgegen.

Alles in allem ein Charakter, wie er in dieser Zusammensetzung wohl nur in Deutschland vorkommt. Deutschland könnte stolz sein, wenn solche Charaktere auf seinem Boden häufiger erwüchsen.

Georg von Siemens.

Der Tod dieses Mannes, der in der Nacht zum 24. Oktober 1901 aus einem ungewöhnlich tätigen Leben abgerufen ist und dessen sterbliche Hülle an einem der nächsten Tage durch Feuer bestattet wird, ist in mehr als einer Beziehung ein nationaler Verlust. Deutschland ist nicht arm an tüchtigen Kaufleuten, an geschickten Industriellen, an begabten Technikern und an Gelehrten, die es verstanden haben, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung den Bedürfnissen des wirtschaftlichen Lebens dienstbar zu machen. Selten aber sind die Kaufleute großen Stils, die das gesamte Wirtschaftsleben der Nation einheitlich aufzufassen wissen, und die mit geschlossener Tatkraft weiten wirtschaftlichen Perspektiven gemäß auch zu handeln verstehen. In Deutschland ist das Emporkommen solcher weitblickenden Kaufleute noch besonders erschwert durch die mancherlei Vorurteile eines Militär- und Beamtenstaates, der sich in die Rolle einer wirtschaftlichen Weltmacht noch immer nicht recht gefunden hat. Der Leutnant und der Assessor — und gar erst der Kavallerieleutnant und der Regierungsassessor — sind nicht bloß in ihren eigenen Augen, sondern auch nach der herrschenden philisterhaften Auffassung der sozialen Rangordnung viel fürnehmere Wesen als der junge Kaufmann oder Industrielle, der mit der Börse oder mit rußigen Arbeitern in unmittelbare Berührung tritt.

Derartige Vorurteile haben in Deutschland nicht wenig dazu beigetragen, zahlreiche intelligente und energische junge Männer aus jenen Bevölkerungskreisen, in denen Besitz und Bildung heimisch sind, von den führenden Stellungen im wirtschaftlichen Leben fernzuhalten. Nicht zum wenigsten daraus erklärt sich die kleine Zahl königlicher Kaufleute in Deutschland neben der Unzahl königlicher Kommerzienräte! Dem Doktor Georg Siemens ist in der Geschichte des neuen deutschen Reichs ein Platz als großer Kaufmann, als einer der größten deutschen Kaufleute unserer Zeit, gesichert.

Er hat nicht von der Pike auf gedient, nicht als Kaufmannslehrling Wechsel kopiert und das Kontor ausgefegt. Er trat bereits als fertiger Mann, als Gerichtsassessor, der obendrein mehrere Feldzüge als Reserveoffizier mitgemacht hatte, in das kaufmännische Leben ein und sofort als Mitdirektor an die Spitze einer großen Aktienbank.

Als Siemens nach dreißigjähriger Tätigkeit am Ende des Jahres 1900 aus dem Direktorium austrat, nahm die Deutsche Bank den unbestritten ersten Rang unter allen deutschen Kreditinstituten — von der Reichsbank abgesehen — ein. Als er eintrat, betrug ihr Aktienkapital 15 Millionen Mark, als er austrat das zehnfache jener Summe. In dem Umfange des Aktienkapitals kommt jedoch die Größe der den ganzen Erdball umfassenden und alle Zweige der Volkswirtschaft berührenden Geschäftstätigkeit nur sehr unvollkommen zur Erscheinung.

Siemens selbst gab vor nicht langer Zeit in einem Artikel der „Nation“ über „Die nationale Bedeutung der Börse“ eine Schilderung von der weitgreifenden, auch die auswärtige Politik des Landes beeinflussenden, unter Umständen selbst Kriege bei unseren Antipoden verhindernden Wirksamkeit einer modernen großen Bank. Die oberste Leitung eines

solchen mächtigen Geldinstituts erfordert Männer mit Herrschertalenten. Es genügt nicht, in die Geheimnisse der Wechselstube und der Arbitrage eingeweiht zu sein; eine leitende Bank muß heute wie ein Großstaat auch eine Geschäftspolitik treiben, in der alle einzelnen Ressorts als Machtfaktoren in Rechnung zu ziehen und gelegentlich zu einheitlichen Machtzwecken zusammenzufassen sind.

Georg Siemens war durch ungewöhnliche Willenskraft und eindringenden Scharfsinn befähigt, eine solche Stellung, gleichsam als Premierminister eines Bankstaates, zu bekleiden. Er selbst wuchs mit diesem Staate und der Staat durch ihn. In der vernünftigen Ausübung der in seiner Bank ruhenden Geldmacht, darin lag für ihn der höhere Reiz seiner Stellung. Das Geldverdienen an sich, die bloße Plusmacherei, war ihm eigentlich langweilig; und das Börsenjobbertum verachtete er. Eine bei ihm stark entwickelte Neigung zur Paradoxie verleitete ihn nicht selten zu Äußerungen, die wie Bekenntnisse einer kraß materialistischen Weltanschauung klangen, aber er war viel besser, als er sich selbst machte, von einer stolzen Rechtlichkeit, die sich degradiert gefühlt hätte, wäre sie im Gewande kleinbürgerlicher Moral erschienen. Seine ganze Auffassung vom geschäftlichen Leben hatte etwas Großzügiges. Keine Sentimentalität, keine Kleinlichkeit, keine Ängstlichkeit und keine Pfennigfuchserei. Die large Manier, die er als Bankdirektor zeigte, betätigte er auch als Privatmann. Es war auch nicht die Spur von einem Geldprotzen in ihm. Seine reiche Freigebigkeit verlangte keinen Dank, und sein klares Urteil konnte durch keine Schmeichelei bestochen werden. Er war nicht einmal eitel genug, um über Auszeichnungen pikiert zu sein, die weit hinter seinen Verdiensten zurückblieben.

Ein solcher Mann hätte auch als Minister Preußen

und Deutschland bedeutende Dienste leisten können. Die vigilante Presse hatte ihn denn auch seit geraumer Zeit in die Liste der Kandidaten für das preußische Finanzministerium aufgenommen. Daß er das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann besaß, erscheint mir gewiß. Aber in einer politischen Kombination, bei der ihm als Minister nur die Stimme des Predigers in der Wüste zugefallen wäre, hätte er sich nicht verbrauchen lassen. Als kaufmännisches Dekorationsstück auf einer bureaukratisch-agrarisch-schutzzöllnerischen Tafel zu dienen, dafür hätte er schönstens gedankt.

Die Überzeugung, unter den gegenwärtigen Verhältnissen seine Aussichten als Ministerkandidat zu verscherzen, hat ihm ganz gewiß den Entschluß, an die Spitze des Handelsvertragsvereins zu treten, nicht erschwert. Er spottete gern darüber, daß er sich als Vorsitzender dieses Vereins habe einfangen lassen, während er aus der Direktion der Deutschen Bank ausgetreten sei, um sich von Arbeit zu entlasten; aber er war entschlossen, die Aufgabe, die er einmal übernommen hatte, mit derselben Energie durchzuführen, die er bei schwierigen Finanzunternehmungen zu entwickeln pflegte. Seine politischen Freunde, die Freunde der Handelsfreiheit, die Anhänger einer liberalen Wirtschaftspolitik, haben deshalb noch ganz besonderen Anlaß um diesen Toten zu trauern.

Bei der Zerfahrenheit unseres politischen Parteiwesens, bei der Schwäche unserer Regierungen, bei der entsetzlichen Konfusion in den herrschenden Ideen über volkswirtschaftliche Dinge hätte ein so vorurteilsfreier Geist, ein so rücksichtsloser Wille, eine so reiche Erfahrung und ein von kleinlicher Eitelkeit nicht beeinflußter Sinn gerade in den zoll- und handelspolitischen Kämpfen die wichtigsten Dienste leisten können. Die Agrarier haben einen gefährlichen Gegner verloren.

Es ist eine grausame Tücke des Schicksals, daß es durch eine hinterlistige Krankheit eine überaus starke Willenskraft gerade in dem Augenblick lahmgelegt hat, da dieselbe sich mit vollem Nachdruck in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen gedachte.

Der zu früh Dahingeschiedene hat hart mit dem Tode gerungen. Aber der Allbezwinger war unerbittlich. Er kennt kein Mitleid mit Verwandten und Freunden und keine Rücksicht auf das allgemeine Wohl.

Franz von Stauffenberg.

Die Welt lebt rasch, und je rascher sie lebt, umso undankbarer wird sie; umso schneller vergißt sie. Erst wenige Jahre sind vergangen, seitdem eine der edelsten, uneigennützigsten, feinsinnigsten Persönlichkeiten, die der deutsche Parlamentarismus aufzuweisen hat, nach einer Jahrzehnte langen, aufopfernden Tätigkeit im deutschen Reichstag und im bayerischen Landtag sich vom Forum in die Muße des Studierzimmers — und leider nur zu oft auch in die erzwungene Muße des Krankenzimmers — zurückzog, und heute, bei dem Tode des Sechsundsechzigjährigen, muß man schon nachdrücklich hervorheben, was eines besonderen Hinweises nicht bedürfen sollte, daß Freiherr Franz August Schenck von Stauffenberg in Bayern wie im deutschen Reich zu den verläßlichsten Stützpunkten unseres nationalen Lebens gehört hat.

Seine parlamentarische Laufbahn begann bereits im Jahre 1866, in welchem Jahre er in den bayerischen Landtag eintrat. Die nationalen Einheitsbestrebungen fanden in ihm einen beredten freiheitlich gesinnten Vertreter. Sein politischer Einfluß wuchs rasch und führte ihn 1868 in das Zollparlament, 1871 in den deutschen Reichstag, 1873 auf den Präsidentenstuhl des bayerischen Abgeordnetenhauses und 1876 neben Forckenbeck auf jene Stelle, die bei Stauffenbergs Tode im Reichstage ein Herr von Frege inne hat.

Aber diese äußeren parlamentarischen Ehren waren nur ein schwacher Ausdruck des großen politischen Einflusses, den Stauffenberg in der liberalen Partei ausübte. Sproß eines alten angesehenen süddeutschen Adelsgeschlechts, besaß er auch nicht die Spur junkerlicher Vorurteile und jenes bornierten Hochmuts, der nur zu oft den Mangel feinerer intellektueller Kultur verbergen muß. Man konnte sich keinen Politiker denken, der modernen liberalen Anschauungen zugänglicher gewesen wäre. Die Humanität seines ganzen Wesens und die feinfühlige Aufnahmefähigkeit eines die verschiedenartigsten Interessen umfassenden Geistes trugen wesentlich dazu bei, ihn in die Führerschaft der damaligen nationalliberalen Partei zu bringen.

Eine so liebenswürdige Natur war wie dazu geschaffen, unter Freunden zu vermitteln und den in jeder Partei vorkommenden Reibungen nach Möglichkeit vorzubeugen. Aber er übte sein Vermittleramt niemals auf Kosten der eigenen Überzeugungen aus.

Als Ende der siebziger Jahre die Bismarcksche Reaktionsperiode einsetzte und es sich ergab, daß die gesamte nationalliberale Partei sich nicht dazu bewegen ließ, Bismarcks reaktionäre Wirtschaftspolitik resolut zu bekämpfen, trat Stauffenberg mit an die Spitze der sogenannten Sezessionisten. Ich lernte ihn erst als Sezessionisten näher kennen. Die Gruppe der aus der nationalliberalen Partei Ausgeschiedenen war, einige zwanzig Mann stark, in den Wahlkampf des Jahres 1881 hineingegangen und kam, als Liberale Vereinigung, in doppelter Zahl aus der Reichstagswahl im Herbste 1881 heraus. Es war eine Partei, die sich sehen lassen konnte. Man braucht nur an Männer zu erinnern, die heute nicht mehr unter den Lebenden weilen: Lasker, Forckenbeck, Bamberger, Stauffenberg, Braun, Rapp,

Bunsen, um sich zu vergegenwärtigen, wieviel Talent, Charakter, Lebenserfahrung und echte Geistesbildung in jener Fraktion steckte, die Bismarck damals mit seiner ganz besonderen Abneigung beehrte, obgleich ihre Mitglieder ohne jede Ausnahme Bismarcks nationale Politik mit größter Hingebung unterstützt hatten.

In der Reichstagsfraktion der Liberalen Vereinigung, deren Senior Theodor Mommsen war, in die aber auch eine Anzahl junger Politiker, die erst im Anfange der dreißiger Jahre standen, eintrat, herrschte so wenig Zwang, wie das in einer parlamentarischen Fraktion nur immer möglich ist. Die Übereinstimmung in den politischen Grundanschauungen war so groß, daß man individuellen Meinungsverschiedenheiten keine weittragende Bedeutung beizulegen brauchte. Zugleich umfaßte die liberale Vereinigung eine ungewöhnlich große Anzahl von Männern, deren geistiger Horizont nicht bloß von politischen Interessen eingefaßt war. Zu denen, die selbst in diesem Kreise durch geistige Vielseitigkeit hervorragten, gehörte Stauffenberg. Er war der fleißigste Besucher der Reichstagsbibliothek; aber sein robuster Lesehunger ging auch auf geistige Nahrung aus, die in keiner parlamentarischen Bücherei zu haben ist. Spanische, portugiesische, brasilianische Romane und Theaterstücke, selbst von Dichtern zweiten und dritten Ranges, beschäftigten ihn zeitweilig; und wenn er irgendwo und aus irgend einer Zeit eine literarische Goldader entdeckt zu haben glaubte, an der die übrige Welt achtlos vorüber ging, so freute er sich des Fundes wie ein amerikanischer Prospektor, der in den Rocky Mountains unerwartet auf eine wertvolle Erzader stößt.

Sie ist nicht ganz ungefährlich, solche ungeheure Rezeptivität, wenn sie nicht von einer starken Neigung zu geistiger Produktion begleitet wird. Auch Ludwig Bamberger besaß

eine ungewöhnlich starke geistige Aufnahmefähigkeit; aber damit verband sich in glücklichster Weise das Bedürfnis zum literarischen Schaffen. Er ließ seine Feder nie völlig einrosten und durch stete Übung erhielt er sich produktiv bis in die letzten Monate seines Lebens. Stauffenberg las sehr viel und schrieb sehr selten. Ein lebhafter, geistvoller Causeur, erweckte er bei seinen Freunden immer wieder den Wunsch, daß er sich auch literarisch betätigen möge. Er empfand auch die Lust, es zu tun; aber nicht oft reifte der Vorsatz zur Tat. Und schließlich genügte er sich selbst umso weniger, je tiefer er in die Feinheiten fremder geistiger Arbeit eingedrungen war. Übrigens trug seine schwankende Gesundheit auch mit Schuld daran, daß er publizistisch so selten aus sich heraus kam. Jede heftige Gemütserregung warf ihn aufs Krankenlager. Gerade bei politischen Krisen, in denen seine ausgleichende Persönlichkeit von besonderem Wert war, mußten die Freunde sein Eingreifen oft nur deshalb entbehren, weil der Körper versagte. Stauffenberg litt unter dieser Erfahrung, die er immer wieder machen mußte, umso schmerzlicher, als er ein äußerst fein entwickeltes Pflichtgefühl besaß. Aufgaben, die er einmal übernommen hatte, suchte er auf das gewissenhafteste zu erfüllen; und er mußte sich manchen Spott in Berlin darüber gefallen lassen, daß er seine Arbeitskraft im Finanzausschuß des bayerischen Abgeordnetenhauses als langjähriger Referent verbrauchte, während er in der Reichspolitik so viel größere Aufgaben vor sich hatte.

In seinen Reden erinnerte er in nichts an den früheren Staatsanwalt. Es war etwas Gesundes, Schlichtes in seiner Rede; viel bon sens, nichts Phrasenhaftes. Auch die verführerische patriotische Phrase verschmähte er; aber die patriotische Wärme fühlte man immer durch. Die Redeweise

hatte manchmal etwas Stockendes, was aber der Wirkung keinen Eintrag tat. Die ganz glatten Sprecher, in deren Reden man das Kristallisieren der Gedanken nicht verfolgen kann, sind selten wirksam, besonders in unseren heutigen Parlamenten, in denen das Wie der Rede hinter dem Was mehr und mehr verschwindet. Und der materielle Inhalt der Stauffenbergschen Reden war solide; seine wirtschaftspolitischen Ausführungen insbesondere zeichneten sich durch scharfsinnige Beweisführung und reiche Detailkenntnisse aus.

Daß er dem Protektionismus feindlich gegenüberstand, braucht bei einem Gesinnungsgenossen der Forckenbeck, Bamberger, Bunsen und Braun kaum hervorgehoben zu werden. Um das Jahr 1879, als so mancher alte Freihändler sein schutzzöllnerisches Herz entdeckte und die agrarische Interessenpolitik ihre ersten Beutezüge unternahm, schwankte der Großgrundbesitzer auch nicht einen Augenblick, auf welcher Seite sein Platz sei. Er ist bis zum Lebensende ein überzeugter Freihändler geblieben.

Ich bin weit davon entfernt, Stauffenbergs politische Lebensarbeit gering anzuschlagen; dennoch möchte ich ihn jenen edlen Naturen zuzählen, die vornehmlich durch ihre Persönlichkeit wirken. Der sittliche Adel einer von Bildung gesättigten Persönlichkeit inmitten des politischen Getriebes einer Zeit voll verwirrender Interessengegensätze hat etwas Befreiendes. Wer dem ausgezeichneten Manne, in dem so viel Güte des Herzens und, trotz mancher schwerer Schicksalsschläge, ein unerschöpflicher Schatz sonniger Heiterkeit lebte, jemals nahe gestanden hat, wird ihm stets eine dankbare Erinnerung bewahren.

Königin Viktoria.

Es ist ein eigen Ding: die Loyalität gegenüber dem Träger einer Krone. In Ländern mit festgewurzelten Dynastien zeigt diese Loyalität nicht selten eine Lebenskraft, wie sie sonst nur noch religiösen Vorstellungen innewohnt. Unfähigkeit der Herrscher, Mißbrauch der Gewalt, Bruch feierlicher Versprechungen, skandalöses Privatleben, kurz alles, was sonst Liebe und Achtung ertötet, prallt oft Jahre und Jahrzehnte hindurch wirkungslos von dem in jahrhunderte-langer nationaler Gemeinschaft gehärteten Schilde der Loyalität ab. Und selbst da, wo Verfehlungen jeglicher Art, durch Generationen fortgesetzt, wie bei den Bourbonen und den Stuarts, den endlichen Zusammenbruch der Dynastie verursachen, pflegt es nie an zahlreichen Anhängern zu fehlen, die dem entthronten Herrschergeschlecht eine manchmal rührende, manchmal auch politisch recht unbequeme Anhänglichkeit bewahren. Das England des achtzehnten Jahrhunderts ist voll von jakobitischen Verschwörungen und Intriguen; und nachdem bereits mehr als ein halbes Jahrhundert seit der Verjagung Jakobs II. verflossen war, mußte ein Aufstand zugunsten der vertriebenen Dynastie mit Waffengewalt niedergezwungen werden. Das Wohl des „Königs jenseits des Wassers" aber wurde noch viele Jahre darnach an den Tafeln englischer und schottischer Landedelleute unter unwilliger Resignation getrunken. Wir haben in Deutschland

ganz ähnliche Erfahrungen sammeln können. Nichtsnutzige Despoten, die ihr Volk knechteten und beraubten, deren Soldatenhandel von dem dichterischen Zorn eines Schiller für alle Zeiten gebrandmarkt ist, vermochten die Loyalität ihres Volkes nicht völlig zu ersticken; und selbst dem letzten Kurfürsten von Hessen, dessen Herrschertugenden sogar offiziöse Federn vergeblich zu entdecken versuchten, wurden echte Tränen nachgeweint, als er den Stürmen des Jahres 1866 zum Opfer fiel.

Ohne Zweifel hängt das starke Loyalitätsgefühl früherer Zeiten mit religiösen Anschauungen eng zusammen. Die Lehre vom „göttlichen Recht" der Könige spielt keine geringe Rolle in der Geschichte Englands. Damit war auch der Volksglaube an die wundertätigen Wirkungen der königlichen Berührung verknüpft. In Frankreich wurde die Zeremonie des Handauflegens noch bei der Krönung Karls X. vollzogen, welcher bei dieser Gelegenheit 121 Kranke berührte; und wie Lecky mitteilt, berichtete im Jahre 1838 ein Geistlicher der Schetlandinseln, wo skrofulöse Krankheiten vorherrschend sind, daß dort keine Kur für so wirksam gehalten werde, wie die königliche Berührung, und daß „als Surrogat für den wirklichen lebendigen Finger der Majestät einige Kronen und halbe Kronen mit dem Bildnis Karls I. sorgfältig von Generation auf Generation vererbt und als Heilmittel für das Übel angewandt würden."

Als jener Geistliche diesen Bericht erstattete, saß bereits die Königin Viktoria seit einem Jahr auf dem englischen Throne. Von allen Herrschern der Dynastie, die den Stuarts folgte, hat sie am meisten dazu beigetragen, die Loyalität des englischen Volkes neu zu beleben, und zwar jene moderne Loyalität, die nichts mehr von dem „göttlichen Recht" der Könige weiß und sich dem Staatsober=

haupt als dem vornehmsten Vertreter des Nationalgefühls zuwendet.

Auch diese moderne Form der Loyalität beruht übrigens keineswegs auf bloßen Erwägungen des Verstandes, der politischen Zweckmäßigkeit. Auch heute noch hat das Gefühl des Volkes einen starken Anteil an der Entwicklung der Loyalität. Das zeigte sich nie deutlicher als bei der Thronbesteigung der Königin Viktoria. Das Privatleben Georgs IV., der Herzöge von York und Cumberland sowie Wilhelms IV. hatte die Achtung vor dem Königtum und dessen Einfluß in der englischen Nation beträchtlich gemindert. Aber angesichts einer jugendlichen Monarchin, deren unschuldige Liebenswürdigkeit allenthalben Sympathie erweckte, trat die zurückgehaltene Loyalität des englischen Volkes sofort mit verstärkter Kraft hervor. Der preußische Gesandte am Hofe von St. James, Herr von Bülow, schrieb unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Erscheinung an seine Frau Gabriele, die Tochter Wilhelms von Humboldt: „Es ist jenseits des Meeres die Ansicht sehr verbreitet, als ob wegen der Weiblichkeit und Jugend der auf den Thron gestiegenen Königin große politische Krisen zu erwarten wären. Diese zeigen sich hier nirgends, im Gegenteil haben die Elemente zu jenen Krisen augenscheinlich dadurch an Nahrung und Schwungkraft verloren, daß die Mittel zu Intriguen bei Hofe fast gänzlich verschwunden sind.“ Die ganze Nation wurde gleichsam fasziniert von dem Anblick eines jungen Mädchens, das die Zügel eines Weltreiches ergreift. Die Königin war erst achtzehn Jahre alt. Wie sie fünf Vierteljahre nach ihrer Thronbesteigung dem bereits erwähnten preußischen Gesandten von Bülow erzählte, hatte sie als Prinzeß Viktoria nie einen Roman gelesen. Inzwischen hatte sie ihre Freiheit als Königin dazu benutzt, um je einen

Roman von Walter Scott, von Cooper und von Bulwer-Lytton kennen zu lernen. Reiten, Springen und Tanzen amüsierten die jungfräuliche Königin ebenso wie jedes andere blühende junge Mädchen. Bülow erzählt in seinen Briefen von einem Besuche in Windsor, der ihm unter anderem das Vergnügen verschaffte, die Königin singen und auf dem Fortepiano spielen zu hören. „Als ich ihr — fährt er dann fort, — dies beim Essen sagte, war sie ganz betroffen darüber, weil — wie mir nachher Lord Melbourne vertraute, — sie ihm gestanden hatte, daß sie mit ihren beiden Hoffräuleins in der Stube herumgetanzt hatte und ganz ausgelassen lustig gewesen sei.“ Die Königin fand sich aber überraschend schnell in die Pflichten ihrer hohen Stellung. Alle Welt war entzückt, mit welcher Würde sie das erstemal vor dem Parlament erschien. „Als ich — so berichtet ein Augenzeuge — die kleine Königin auf diesem Zuge zu Gesicht bekam, wurde ich nicht wenig durch ihre ganze Erscheinung überrascht. Sie war prachtvoll, geschmackvoll und sehr günstig angezogen. Auf dem Kopf trug sie einen großen Reif von Diamanten, welcher vorn ganz das Aussehen einer Krone hatte und ihrer Größe etwas zusetzte. Ein weißgesticktes Atlaskleid, mit offenen, fliegenden Ärmeln nach neuester Mode und reichlich mit Edelsteinen geziert, hob die Taille. Um diese schlang sich halb das Ordensband, auf der linken Seite strahlte der Stern des Ordens und um den rechten Arm das Knieband mit Juwelen-Motto: Honny soit qui mal y pense ... Sie ging sicheren Schrittes vorwärts, trug den Kopf hoch und grüßte freundlich. Die Majestät erstieg ohne alle Schwierigkeiten die Stufen des Thrones, blieb aber wohl eine gute Minute aufrecht vor dem Throne stehen, ehe sie sich darauf niederließ. Sie tat alles mit der größten Ruhe und Sicherheit. Ihre Rede las sie vor-

trefflich, nicht deklamierend, aber mit ganz reiner, voller Stimme."

Hatte die jungfräuliche Königin zunächst vornehmlich die Phantasie und das Empfinden der Nation gefangen genommen, so bekam die neu erwachte Loyalität alsbald auch einen starken moralischen Rückhalt durch das reine Familienleben, das aus der glüklichen Ehe der Königin mit dem Prinzen Albert erwuchs. Persigny brachte die Bedeutung dieses makellosen Privatlebens treffend durch das geistreiche Wort zum Ausdruck: „La reine a rendu le mariage populaire en Angleterre"; und andere gute Beobachter des englischen Lebens jener Periode haben die Frage aufgeworfen, ob England das Jahr 1848 wohl ohne ernstliche Erschütterungen überwunden haben würde, wenn die Krone nicht inzwischen in der Anhänglichkeit der Nation sich so stark befestigt hätte.

Es waren jedoch nicht bloß die persönlichen Eigenschaften der Königin Viktoria und ihres vortrefflichen Gatten, eines idealen Prince-Consort, welche England einen so gerechten Grund zur Beglückwünschung boten, sondern es erscheint überhaupt als ein Glück für das britische Reich, daß seit sechzig Jahren eine Frau das Szepter geführt hat. Gerade eine konstitutionelle Monarchie, wie die englische, verträgt bei dem Souverän keinen starken männlichen Tatendrang. Je mehr ein englischer König bemüht ist, seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen, seinen eigenen Überzeugungen in der Politik seines Landes Anerkennung zu verschaffen, um so eher läuft er Gefahr, gegen jenen obersten Grundsatz der ungeschriebenen Verfassung Englands zu verstoßen, wonach der Monarch nur der Regulator, nicht die Feder im staatlichen Uhrwerk sein soll. Ein englischer Monarch ist für die Politik, welcher er zustimmt, ebensowenig verantwortlich,

wie ein Richter für die Gesetze, die er handhabt. Direkt vermag er den Gang der Politik nicht zu beeinflussen und selbst bei der Auswahl seiner Minister ist er nur der Vollstrecker der jeweilig maßgebenden öffentlichen Meinung, die in parlamentarischen Mehrheiten zum Ausdruck kommt.

Eine derartige Rolle erfordert eine Resignation, einen Verzicht auf die Betätigung der eigenen Individualität, wie sie bei einem Manne nur das Resultat abgeklärter staatsmännischer Weisheit zu sein pflegt. Je jünger, je energischer, je temperamentvoller ein Monarch ist, um so schwerer wird er sich in eine solche bei allem äußeren Glanz doch bescheidene Rolle finden. So lange er sich noch nicht zur Selbstbeschränkung innerlich durchgerungen hat, wird er die von ihm erforderte konstitutionelle Zurückhaltung als lästigen Zwang empfinden, und manchmal wird er vielleicht auf dem Umwege der Intrigue jenen Einfluß zu gewinnen suchen, der ihm auf geraden Wegen versagt ist. Die Geschichte Georgs III. ist in dieser Beziehung lehrreich genug.

Bei einer Königin ist das anders. Von ihrem Geschlecht erwartet niemand ein besonderes aktives Eingreifen in die Politik. Der Ehrgeiz, eine unmittelbare Herrschaft auszuüben, liegt allerdigs an sich gewiß nicht außerhalb der natürlichen Ambitionen einer Frau, aber in der Politik wird sie sich leichter mit einer bloß repräsentativen Stellung zufrieden geben, als ein Mann.

Man versteht es daher, daß der Gemahl der Königin Viktoria in jenem berühmten Schreiben an den Herzog von Wellington vom 6. April 1850, in dem er das Oberkommando der Armee zurückwies, sagen konnte: „Während im Vergleich mit einem König ein weiblicher Souverän in sehr vielen Beziehungen sich im Nachteil befindet, hat ihre Stellung, wenn sie verheiratet ist, und ihr Gatte seine Pflicht

kennt und tut, auch manche ausgleichenden Vorteile und wird sich auf die Länge selbst stärker zeigen als die eines männlichen Souveräns." Wenn sie verheiratet ist und der Gatte seine Pflicht kennt und tut! Prinz Albert konnte das schreiben in dem berechtigten Gefühl, daß er diese nicht leichte Pflicht meisterlich zu erfüllen wußte. Wie er die Pflichten eines Prince-Consort auffaßte, hat er in demselben Schreiben mit vollendeter Selbsterkenntnis geschildert. „Es ist erforderlich, so meint er, daß der Gatte seine eigene individuelle Existenz völlig in die seiner Gattin aufgehen lasse: daß er nach keiner Macht durch sich und für sich strebe, allen Streit vermeide, keine getrennte Verantwortlichkeit vor dem Publikum auf sich nehme, sondern seine Stellung ganz zu einem Teil der ihrigen mache, jede Lücke ausfülle, die sie als Frau naturgemäß in den Ausübungen ihrer königlichen Funktionen läßt, beständig und aufmerksam jeden Zweig der öffentlichen Geschäfte überwache, um imstande zu sein, sie zu jeder Stunde in allen den mannigfaltigen und schwierigen Fragen und Pflichten zu beraten, welche vor sie gebracht werden, und die bald internationaler, bald politischer, sozialer oder persönlicher Natur sind." England hat erst nach und nach die selbstlose Hingabe des Prinzen Albert an seinen Beruf schätzen gelernt. Da er seine Stellung nie mißbrauchte, hat man auch nie die konstitutionellen Gefahren vollauf gewürdigt, die mit dem Mißbrauch dieser Stellung verknüpft gewesen wären. Je mehr die königliche Ehe auf lebhafter, gegenseitiger Zuneigung beruhte, um so größer war die Versuchung für den Gemahl der Königin, nicht bloß die Monarchin intim zu beraten, sondern auch durch sie selbst zu herrschen. Dieser Versuchung weise widerstanden zu haben, muß dem Prinzen Albert zum hohen Ruhme angerechnet werden. Wäre er eine oberflächliche Natur gewesen, einer

jener Dutzend-Prinzen, deren Leben in prunkvollen Äußerlichkeiten aufgeht, so hätte seine Zurückhaltung weniger bedeutet; aber er war ein geborener Politiker, der sich in seiner konstitutionellen unverantwortlichen Stellung allmählich zu einem wirklichen Staatsmanne auswuchs, zu einem Staatsmann, der an Weite des Blickes vielfach die verantwortlichen Räte der Krone übertraf. Aber auch da, wo er glaubte, schärfer zu sehen als die Minister der Königin, hütete er sich wohl, die Königin zur Durchsetzung seiner besseren Überzeugung zu veranlassen. Andererseits unterstützte er die Königin resolut in ihrem Bestreben, sich nicht zu einer bloßen Marionette ihrer Minister herabdrücken zu lassen. Die Art, wie sie anfangs der fünfziger Jahre das eigenmächtige Verfahren Lord Palmerstons bei der Anerkennung des Napoleonischen Staatsstreichs zurückwies, war voller Würde und fand auch durch den Sturz des eigenwilligen Ministers die Billigung der öffentlichen Meinung.

Als Prinz Albert starb, war die konstitutionelle Position der Königin so befestigt und auch die Erfahrung der Monarchin so gereift, daß von ernsthaften Reibungen zwischen Krone und Parlament seit länger als einem Menschenalter in England überhaupt keine Rede gewesen ist. Nie hat die englische Verfassung sich glänzender bewährt, als in den sechzig Jahren seit der Thronbesteigung der Königin Viktoria.

Und doch hat sich England gerade auch politisch in diesen sechzig Jahren von Grund aus geändert. Es ist eine Demokratie geworden. Das britische Reich wird nicht mehr wie vordem von einer beschränkten Anzahl in Whigs und Tories geschiedener Grundeigentümer-Familien beherrscht; der Schwerpunkt des politischen Einflusses liegt vielmehr seit geraumer Zeit im begüterten Mittelstande, und die Ar-

beiter haben bereits in allen Lebensfragen der Nation ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Auch dieser Verschiebung des politischen Schwerpunkts auf eine andere soziale Schicht der Bevölkerung kam der Charakter der Königin Viktoria entgegen. Ihre Ehe, ihr Haushalt, ihr Hof, ihre Neigungen, ihre Liebhabereien trugen im besten Sinne des Wortes ein bürgerliches Gepräge. Diese Bürgerlichkeit, deren charakteristischer Zug in der hohen Wertschätzung moralischer Tüchtigkeit und produktiver Arbeit beruht, hat außerordentlich viel zu der breiten Popularität beigetragen, deren sich die Königin Viktoria erfreut.

Noch in einer anderen Beziehung hat das Vorbild eines weiblichen Souveräns, dessen Herrschertugenden sich mit der Aufrechterhaltung eines echten Frauencharakters durchaus verträglich erwiesen, einen sichtbaren Einfluß auf die Entwicklung des sozialen Lebens in England ausgeübt. Was man heute die Frauenbewegung nennt, das heißt: der ganze Komplex von Bestrebungen, die darauf abzielen, der Frau auch im öffentlichen Leben eine selbständige Stellung zu verschaffen, ihr einen werktätigen Anteil bei der Bekämpfung sozialer Übelstände zu erobern und sie in wirtschaftlicher Hinsicht mehr als bisher auf eigene Füße zu stellen, hat einen mächtigen Impuls durch die bloße Tatsache empfangen, daß seit Jahrzehnten auf dem Throne des britischen Weltreichs eine Frau saß, die sich ihrer Aufgabe völlig gewachsen zeigte. Es liegt darin ein kontinuierlicher Protest gegen den Lieblingsgrundsatz des politischen Philistertums: mulier taceat in ecclesia! Vermag eine Frau ein mächtiges Reich zu regieren, so wird sie wohl auch eine Schule beaufsichtigen, einer Armenverwaltung vorstehen oder den männlichen Arzt ersetzen können. Gegen ein solches argumentum ad hominem ist schwer aufzukommen; es ist daher begreiflich, daß die

Frauenbewegung in den sechs Jahrzehnten der Regierung der Königin Viktoria in England die größten Fortschritte gemacht hat. Mit Recht erschien deshalb auch unter den zahllosen literarischen Werken, die der Verherrlichung der „Victorian Era“ gewidmet waren, ein Buch über „Pioneer Women in Victoria's Reign“, in welchem die Verdienste ausgezeichneter Frauen um die Verbesserung der sozialen Verhältnisse in Großbritannien in das rechte Licht gestellt wurden. Man braucht nur an Persönlichkeiten wie Miß Harriet Martineau und Miß Jenny Boucherett, Miß Florence Nightingale und Miß Twining, Miß Buß und Elizabeth Blackwell, Miß Rye und Mrs. Chisholm zu erinnern, um anzudeuten, auf wie vielen Gebieten des öffentlichen Lebens sich Frauen in England mit dem größten Erfolge betätigt haben.

Man wird sich dabei allerdings hüten müssen, in den Fehler von Jubiläums-Panegyrikern zu verfallen, die nur allzu leicht geneigt sind, die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit für die Entwicklung ihrer Zeit zu überschätzen. Das Hauptverdienst der Monarchen in konstitutionell regierten Ländern besteht immer darin, daß sie einer vernunftgemäßen, natürlichen Entwicklung keine eigenwilligen Hindernisse entgegensetzen.

Das Prinzip des laisser faire ist zwar in unserer Zeit stark in Mißkredit gekommen, aber für einen konstitutionellen Herrscher gibt es keinen praktisch bedeutsameren Grundsatz. Je weniger er sich um den Gang der Regierungsmaschine im einzelnen bekümmert, um so besser geht sie in der Regel. In den einfacheren Verhältnissen früherer Zeiten konnte ein Genie wie Friedrich der Große daran denken, zugleich König und oberster Leiter jedes Verwaltungsressorts zu sein; und selbst das erwies sich schließlich als ein Unglück

für das Land. Aber im modernen Staate, der den Staaten des vorigen Jahrhunderts nicht viel ähnlicher ist, als ein Schnelldampfer einem Apfelkahn, würde selbst ein Universalgenie außerstande sein, in ersprießlicher Weise zugleich zu herrschen und alles zu regieren. Dies Streben kann heute eigentlich nur noch ein gekrönter Universal-Dilettant haben.

Die Königin Viktoria hat niemals auch nur den Versuch gemacht, sich in die Einzelheiten der Regierung einzumischen, und gerade dadurch hat sie ihrem Lande den größten Dienst erwiesen. Mit gerechtem Stolz hat im Frühjahr 1897 im englischen Unterhause der Schatzkanzler Sir Michael Hicks-Beach einen Rückblick gegeben auf die großartige soziale Entwicklung Englands in den abgelaufenen sechzig Jahren, in denen das Staatseinkommen von 52½ auf 112 Millionen, der Handel mit dem Auslande von 125 auf 738 Millionen, die Einlagen in Sparkassen von 18¾ auf 115 Millionen Pfund Sterling gestiegen, die Zahl der Spareinleger von 590000 auf 8396000 gewachsen, die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen unvergleichlich gebessert, die Steuerlasten auf Lebensmittel beinahe völlig beseitigt, der Pauperismus vermindert, die Zahl der Verbrecher wesentlich zurückgegangen sei, um dann hinzuzufügen: „Ich glaube, ich darf sagen, unser Volk ist heute besser regiert, besser geschützt, besser unterrichtet, als jemals früher. Die Löhne sind höher, die Häuser gesunder, Nahrung und Kleider billiger geworden ... Es gibt in der ganzen englischen Geschichte keine Periode, in der in einem gleichen Zeitraum gleich große und segensreiche Fortschritte gemacht sind, und ich bin sicher, daß no similar period can show a nobler reign“.

Angesichts einer solchen Blütezeit konnte es nicht Wunder nehmen, daß die englische Loyalität in allen fünf Erdteilen sich rüstete, den Tag festlich zu begehen, an dem vor sechzig

Jahren die Königin Viktoria den Thron bestiegen hatte. Der Jubel, mit dem die Hauptstadt London am 22. Juni 1897 die Königin auf ihrer Fahrt zur St. Pauls-Kathedrale begrüßte, fand in allen Teilen des gewaltigen Reichs, an den Ufern des Ganges, wie in den Diamantfeldern Südafrikas und auf den Schaffarmen Australiens lebhaften Widerhall. Die Idee eines Greater Britain feierte an diesem Tage rund um den Erdball loyale Triumphe. Weder Semiramis noch Elisabeth noch Katharina haben eine solche Fülle der Huldigungen erlebt.

Diese Huldigungen galten der Person, aber zugleich dem Prinzip der konstitutionellen Monarchie, das in der Königin Viktoria eine vollendete Repräsentantin gefunden hat.

Gladstone.

Der unermüdliche politische Streiter, den England unter Vorantritt des Erben der Krone kurz vor Pfingsten 1898 zwischen den größten Toten der Westminster-Abtei zur ewigen Ruhe gebettet hat, gehört zu der seltenen Klasse von Staatsmännern, die als Konservative beginnen und als Liberale enden. Zumeist pflegt die umgekehrte Entwicklung stattzufinden, entsprechend dem lebhafteren Temperament sowie der größeren geistigen Beweglichkeit der Jugend und dem Skeptizismus des Alters, das gar leicht zu der resignierten Überzeugung kommt: „plus ça change, plus c'est la même chose."

William Ewart Gladstone dagegen, der beim Eintritt in das politische Leben von Macaulay als „the rising hope of the stern and unbending Tories" begrüßt wurde, legte in sechzigjähriger politischer Tätigkeit den Weg von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken zurück und scheiterte schließlich als vierundachtzigjähriger Staatsmann an einer politischen Unternehmung — Home Rule für Irland —, die dem englischen Volke zu radikal war. Diese staunenswerte Anpassungsfähigkeit eines von Natur durchaus konservativ veranlagten Politikers an die Entwicklungsbedürfnisse der Zeit läßt es verständlich erscheinen, wie Gladstone nahezu zwei Menschenalter hindurch als lebendige Kraft im englischen Staatsleben wirken konnte. In diesen beiden Men-

schenaltern hat sich der Übergang Englands von einer vorwiegend aristokratischen zu einer im wesentlichen demokratischen Staatsform vollzogen. Der Exponent dieser Entwicklung war Gladstone, und darin liegt seine historische Bedeutung. Daraus ist auch seine breite Popularität erwachsen. Er war der Staatsmann, der die Mittelschichten des englischen Industriestaats zur politischen Macht führte und zugleich die besten Eigenschaften dieses Mittelstandes in sich verkörperte: Fleiß, bürgerliche Ehrenhaftigkeit, gesunden Menschenverstand und ein stark entwickeltes Gefühl für Gerechtigkeit. Aber auch die Schwächen des ehrsamen Philisters fehlten ihm nicht ganz: eine gewisse moralisierende Pedanterie und die Sprödigkeit gegenüber den höchsten Formen geistiger Freiheit. In der Politik sind es jedoch vielleicht mehr die Schwächen, die man mit vielen gemein hat, als die Vorzüge, die man vor vielen voraus hat, welche populär machen.

Übrigens war Gladstones Popularität nicht von jenem einseitigen Gepräge, das den Haß ausschließt. Gladstone wurde von seinen politischen Gegnern so bitter gehaßt, wie nur je ein englischer Staatsmann vor ihm. Haß marschiert stets im Gefolge der Leidenschaft, und die Energie der Leidenschaft besaß der fromme Kirchengänger von Hawarden im höchsten Grade. Darin ähnelte er Bismarck; aber darin allein. Es wäre reizvoll, nach Plutarchischem Muster eine Parallel-Biographie dieser beiden so grundverschiedenen Charaktere zu entwerfen. Man könnte darin zeigen, wie weit die Wege auseinander gehen, auf denen ein Staatsmann zur Größe gelangt. Auch im Staatsleben kann man neptunische und vulkanische Entwicklungen unterscheiden, Revolution und Evolution. Bismarck ist durchaus ein Revolutionär, Gladstone ein Reformer; der erste ein politischer Künstler, der zweite ein politischer Geschäftsmann; der eine

Meister auf jenem politischen Felde, wo mit Machtmitteln und nicht mit „principles“ gestritten wird; der andere seine Stärke aus dem Boden schöpfend, auf dem bürgerliche Moralität und wirtschaftlicher „common sense“ gedeihen. Bismarcks große Erfolge liegen ebenso ausschließlich auf dem Gebiete der auswärtigen, wie diejenigen Gladstones auf dem der inneren Politik. Der vorurteilslose Realpolitiker, der — wie er einst seinem alten Freunde von Gerlach anvertraute — schlimmstenfalls auch bereit war, sich durch eine Kloake ins Freie zu retten, und der Vertreter einer politischen Sentimentalität, die bei dem Anblick neapolitanischer oder bulgarischer Greuel sich empörte, paßten wahrlich schlecht zueinander. Sie liebten sich nie, vielleicht auch deshalb nicht, weil ein jeder von beiden fühlen mochte, daß ihm ein Teil der Kraft des andern abging.

Gladstones staunenswerte Vitalität, die den bereits Dreiundachtzigjährigen befähigte, sich noch in einen erbitterten Wahlkampf zu stürzen, ihn siegreich durchzuführen und dann als Premierminister an die Spitze des britischen Weltreichs zu treten, scheint ein Erbteil des Vaters gewesen zu sein. Auch dieser, John Gladstone, bewahrte bis ins neunte Jahrzehnt seines Lebens eine ungewöhnliche geistige und körperliche Lebensfrische. Er war ein Schotte von Geburt, in jungen Jahren von Leith nach Liverpool eingewandert, woselbst er in einer erfolgreichen kaufmännischen Laufbahn vom Kommis zum Handelsfürsten, zum Baronet und Parlamentsmitglied aufrückte. Er erinnert in mancher Beziehung an Sir Robert Peels Vater.

In der vortrefflichen Studie über William Ewart Gladstone, welche George W. E. Russell in der Serie der „Prime Ministers of Queen Victoria“ veröffentlicht hat, wird ein charakteristischer Zug des Vaters mitgeteilt. Sir John hatte

die Gewohnheit, Fragen jeder Art mit seinen Sprößlingen zu diskutieren, und „nichts wurde jemals zwischen ihm und seinen Kindern ohne weiteres als zugestanden hingenommen. Man debattierte darüber, ob die Forellen gekocht oder gebraten werden sollten, ob ein Fenster zu öffnen sei, und ob man auf trocknes oder nasses Wetter zu rechnen habe. Die Diskussion vollzog sich in bester Laune, aber der Vorgang erschien Fremden höchst kurios, besonders wegen der offenbaren Sorgfalt, mit der alle Disputierenden es vermieden, unbedachte Behauptungen — und handelte es sich auch nur um die Regenaussichten — vorzubringen."

Aus diesem Miniatur-Parlament an der väterlichen Tafel wurden die Söhne des reichen Kaufmanns zunächst nach Eton und dann auf die Universität Oxford geschickt. William Gladstone lag in diesen alten Sitzen englischer Gelehrsamkeit mit großem Fleiß den Studien ob, die zur geistigen Ausrüstung eines englischen Gentleman erforderlich sind. Vor allem aber interessierten ihn theologische Dinge. Zu seinen intimsten Freunden gehörte der junge Manning, der spätere Kardinal der römischen Kirche. Manning, der damals noch ein überzeugter Anhänger der protestantischen Orthodoxie war, die in Oxford heimisch ist, schildert den Gladstone jener Zeit, wie er eifrig zur Kirche wandelt, „mit Bibel und Gebetbuch unter dem Arm"; wie er des Bischofs Butler Lehre heftig angreift, weil darin die menschliche Natur nicht als völlig verderbt bezeichnet wird; wie er außer sich gerät über eine Universitätspredigt, die Calvin mit Socinus auf ein gleiches Niveau der Orthodoxie stellt.

Wer dem jungen Gladstone damals gesagt hätte, daß sein Freund Manning dereinst Primas der katholischen Kirche in England und einer der streitbarsten Anhänger des Dogmas von der Unfehlbarkeit sein werde!

Gladstone hat in seinem wechselvollen Leben manchen Freund zum Gegner und manchen Gegner zum Freund werden sehen; aber eine ähnliche Überraschung hat er nicht wieder erlebt, wie den Übertritt seines Universitätsfreundes Manning zum Katholizismus. Als sich anfangs der fünfziger Jahre dieses Ereignis vollzog, war Gladstone wie vom Donner gerührt. „I felt, as if I had lost my two eyes“: so schreibt er in einem Briefe aus jener Zeit.

Dabei war die Wandlung, die Gladstone, der spätere Freund Döllingers, in der Politik durchmachen sollte — vom Ultra-Tory zum Radikalen — kaum minder groß als die Mannings, der nicht als Erzbischof von Canterbury, sondern als Erzbischof von Westminster endete. Dieser Manning ist eine höchst interessante Figur. Seine Klugheit und Zähigkeit, die eindrucksvolle Art der Geltendmachung seiner Autorität, seine große Menschenkenntnis, ein ungewöhnliches Verwaltungstalent und ein gewisser Fanatismus der Devotion ließen ihn wie zum katholischen Kirchenfürsten geboren erscheinen. Daß er mit Gladstone eng befreundet war, ist ein starker Beweis für die Anziehungskraft menschlicher Gegensätze.

Nachdem der junge Gladstone seine Studien in Oxford absolviert hatte, trat er nach der Sitte des aristokratischen Englands, die auch nach dem Durchgehen der Reformbill einstweilen noch fortwirkte, als nominee eines Grandseigneurs ins Parlament. Der Wahlbezirk Newark, welcher unter dem Einfluß des ultrakonservativen Herzogs von Newcastle stand, sandte den erst Dreiundzwanzigjährigen in das englische Unterhaus. Es war nicht gerade schmeichelhaft für den jungen Staatsmann, daß auf eine Frage Gladstones, was man unter einem nominee verstehe, ihm ein radikaler Wähler in einer Versammlung die Antwort gab: „eine Person, die

der Herzog von Newcastle den Wählern zum Herunterschlucken vorsetze, ohne sich auch nur zu erkundigen, ob die Wähler dieselbe genießen wollten".

Bereits ein Jahr später sehen wir den der Rede schon damals ungewöhnlich mächtigen jungen Parlamentarier als Unterstaatssekretär der Kolonien in Peels Ministerium der hundert Tage. Bei seinem Eintritt in das neue Amt erließ er eine Adresse an seine Wähler, in der die bescheidenen Reformwünsche der Zeit als Einflüsterungen der Hölle bezeichnet wurden, die unfehlbar zum Republikanismus und zur Anarchie führen müßten. So begann die Laufbahn des radikalen Reformators.

Übrigens war Gladstone keineswegs ein Kopfhänger. Der junge Gentleman plätscherte mit vollem Behagen in der lustigen Londoner Gesellschaft umher. Er tummelt im Hyde-Park eine graue arabische Stute, diniert tagtäglich in fashionabler Gesellschaft, kultiviert unter den Künsten vor allem die Musik und läßt sich gelegentlich sogar herbei, mit seiner wohlklingenden Tenorstimme einige Lieder zum besten zu geben. Aber mitten in all der Zerstreuung bleiben Homer und Dante seine steten Gefährten, und manche Nacht findet den physisch und geistig unermüdlichen Jüngling über dem heiligen Augustin, dessen zweiundzwanzig Oktavbände von seinem robusten Lesehunger verschlungen werden. Diese erste Periode des von kirchlichen Vorurteilen und theologischen Spekulationen beherrschten konservativen Politikers fand in einem Werke seinen literarischen Ausdruck, das heute eigentlich nur noch aus einer vernichtenden Kritik Macaulays bekannt ist, bei seinem ersten Erscheinen aber großes Aufsehen machte. Das Buch trug den Titel: The State in its relations with the Church und erschien im Dezember 1838. Welches Interesse die Arbeit hervorrief, zeigt nichts besser als eine briefliche

Äußerung des preußischen Gesandten von Bunsen: „Gestern Nacht um elf, als ich vom Herzog von Wellington heimkehrte, lag Gladstones Buch auf meinem Nachttisch. Es war um sieben Uhr herausgekommen. Es ist das Buch des Tages, ein großes Ereignis — das erste Buch seit Burke, das der Lebensfrage auf den Grund geht; weit über seiner Partei und seiner Zeit. Ich saß bis nach Mitternacht auf und heute morgen las ich weiter, bis ich es ganz gelesen hatte."

Bunsens Enthusiasmus teilte nun zwar die politische Welt Englands nicht ganz; man berichtet sogar einen Ausspruch Sir Robert Peels beim Erscheinen des Buches: „Was veranlaßt den Mann, mit solcher Karriere vor sich, Bücher zu schreiben?" aber der gegebene Impuls war doch so stark, daß der damals auf der Höhe seines Ruhmes als Kritiker stehende Macaulay seinen glorreichen whiggistischen Degen mit der torystischen Klinge des literarischen Neulings kreuzte.

Gladstones Abhandlung gipfelte in dem Satze, daß, wenn ein Staat die Verbreitung religiöser Wahrheit unter seine Regierungszwecke aufnehme, er sich auch entscheiden müsse, welche der verschiedenen religiösen Wahrheiten er mit seinen Machtmitteln unterstützen wolle. Selbst der mohammedanische Fürst, so hieß es in jener Schrift, der gewissenhaft daran glaube, daß seine Religion göttlichen Ursprungs sei, handle als Vertreter der Staatsgewalt nur pflichtgemäß, wenn er seinen Einfluß und seine Machtmittel für die Propaganda des Mohammedanismus in Anwendung bringe. Was Gladstone so dem Mohammedanismus konzedierte, nahm er natürlich für die Kirche von England, die in seinen Augen die allein unterstützungswürdige religiöse Wahrheit repräsentierte, erst recht in Anspruch. Er verlangt deshalb, daß in Großbritannien und Irland die

Staatskräfte und Staatsmittel auch ausschließlich für diese eine Kirche zur Verfügung gestellt werden. Der theologische Dialektiker Gladstone war jedoch ein zu humanes Kind seiner Zeit, um die äußersten Konsequenzen aus seiner Lehre zu ziehen. So fest er auf dem Grundsatz beharrte, daß der Staat seine Macht nur zugunsten einer einzigen Kirche und zwar im britischen Reich nur zugunsten der Kirche von England zur Verwendung bringen dürfe, so schreckte er doch vor jeder direkten Unterdrückung der religiösen Überzeugung zurück. Hier war der schwache Punkt, an dem der unerbittliche Kritiker Macaulay einsetzte. Wenn die Ausbreitung des religiösen Glaubens, und zwar einer einzelnen ausschließlichen dogmatischen Form desselben, zu den wesentlichen Pflichten des Staats gehört, so ist es inkonsequent, dies Ziel nur durch Ausschluß von Wohltaten und Rechten und nicht auch durch Verhängung von Strafen anzustreben. Die Vorenthaltung von Rechten — z. B. des Rechts, ins Parlament einzutreten — ist ja tatsächlich auch bereits eine Strafe. Von dieser indirekten Strafe aber führt ein direkter Weg, ohne logisches Hindernis, zu dem Rost, auf dem Ketzer gebraten werden.

Um die reaktionäre Hartnäckigkeit des Mannes, der dreißig Jahre später die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland durchsetzen sollte, richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die praktische Politik Englands bereits zehn Jahre früher durch Aufhebung der Testakte über die von Gladstone verfochtenen Grundsätze tatsächlich den Stab gebrochen hatte.

Der theologisch getrübte Most fing aber nun bald an, sich zu klären.

Sir Robert Peel hatte mit dem Scharfblick eines genialen praktischen Staatsmanns die eigentümliche Doppel-

natur Gladstones erkannt. Die kirchenpolitischen Spekulationen des Oxforder Zöglings täuschten ihn nicht darüber, daß der wohlbeackerte Boden dieses reichen Geistes auch wertvolle irdische Früchte zu tragen imstande sei. Als Peel deshalb 1841 wieder zur Herrschaft kam, zog er Gladstone ins Ministerium und nahm am 10. Juni 1843 den erst Dreiunddreißigjährigen sogar ins Kabinett, indem er ihm den wichtigen Posten des Handelsamtspräsidenten übertrug. Fünfzig Jahre später saß derselbe Gladstone wieder im Kabinett und zwar als Premierminister Englands. In dieses halbe Jahrhundert fällt die reiche reformatorische Tätigkeit seines unermüdlichen fruchtbaren Geistes. Die zollpolitischen Reformen, welche dem Fall der Kornzölle vorausgingen, waren zu einem wesentlichen Teil das eigenste Werk des neuen Handelsamtspräsidenten. Gladstone schien darnach wie dazu prädestiniert, Peel in dem schweren Entscheidungskampfe um die Kornzölle im Unterhause zur Seite zu stehen. Aber die theologischen Velleitäten der Vergangenheit spielten dem immer liberaler werdenden Wirtschaftsreformer gerade in dieser kritischen Periode noch einen schlimmen Possen.

Peel hatte sich im Verfolg seiner versöhnlichen irischen Politik veranlaßt gesehen, dem Parlament vorzuschlagen, dem College of Maynooth, einer unerheblichen, in Verfall geratenen irischen Unterrichtsanstalt für katholische Kleriker und Laien, eine Dotation von 30000 Pfd. Sterl. zu bewilligen. Dieser Maynoothgrant war die Veranlassung, daß Gladstone aus dem Kabinett austrat. Aber — und das ist das Charakteristische dieses Schrittes — nicht etwa deshalb, weil Gladstone gegen die Bewilligung gewesen wäre — er stimmte im Parlament nachher sogar dafür —, sondern weil diese Bewilligung mit seinen vor Jahren in der von Macaulay so arg zerzausten kirchenpolitischen Abhandlung vertretenen

Ansichten im grundsätzlichen Widerspruch stand und er den Anschein vermeiden wollte, als ob er durch seine Stellung als Kabinettsminister bestimmt sei, das zu vertreten, was er als unabhängiger Politiker seinerzeit bekämpft hatte.

Diese Pedanterie des Gewissens entbehrt nicht eines komischen Zuges, der mehr geeignet ist, Spott als Bewunderung hervorzurufen. Eine derartige politische Donquixoterie schien das Ende einer glänzend begonnenen staatsmännischen Laufbahn zu bezeichnen. Aber die stürmischen Zeiten der Antikornzollbewegung brachten Gladstone alsbald wieder in die Regierung. Im Herbst 1845 entschloß sich Peel zur Aufhebung der Kornzölle, die Tory-Partei brach auseinander, ein Teil der früheren Gefolgschaft Peels trat aus dem Kabinett, und Peel war froh, in Gladstone einen beredten und gerade in wirtschaftlichen Fragen ungewöhnlich sachverständigen Staatsmann zu finden, der wie dazu geschaffen schien, ihn bei den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen zu unterstützen. Er übertrug Gladstone das Staatssekretariat für die Kolonien an Stelle des ausgetretenen Lord Stanley. Als neues Kabinettsmitglied mußte sich Gladstone einer Wiederwahl unterwerfen. Aber nun zeigte sich, daß Gladstone in der Tat seit dreizehn Jahren der nominee des Herzogs von Newcastle gewesen war. Der alte Herzog war ein rabiater Schutzzöllner, Gladstone nunmehr entschiedener Freihändler. Gegen des Herzogs Einfluß in Newark anzukämpfen, war hoffnungslos; Gladstone bewarb sich deshalb gar nicht um eine Wiederwahl in seinem bisherigen Wahlbezirk; aber er konnte auch sonst kein Mandat erlangen. So mußte Gladstone gerade in jenen Monaten des Jahres 1846, in denen Peel seinen großartigen parlamentarischen Kampf um billiges Brot durchführte, dem Unterhause fernbleiben.

Als dann Peel nach der Durchdrückung der segensreichen Maßregel in der Mitte des Jahres 1846 vom Regiment zurücktrat, verlor Gladstone auch sein Portefeuille. Er stand nun außerhalb des Parlaments und außerhalb der Regierung. Schon das Jahr 1847 brachte ihn jedoch ins Parlament zurück und zwar als Vertreter der Universität Oxford. Er war kein eigentlicher Tory mehr, sondern ein unbedingter Anhänger Peels. In wirtschaftspolitischen Dingen hatte er sich zur vollen Freiheit durchgerungen. Seine kirchenpolitische Rechtgläubigkeit war dagegen noch immer groß genug, um ihn zu einer der höchsten parlamentarischen Ehren des damaligen Englands, zur Vertreterschaft des gelehrten Oxfords, zu erheben. Damit beginnt ein neuer Abschnitt in Gladstones wechselvollem politischen Leben.

Die nächsten Jahre waren Zeiten des Übergangs. Die Whigs, denen Peel das Bett bereitet hatte, leiteten die Geschäfte des Landes, und Lord Palmerston machte auswärtige Politik nach dem Motto: „Civis Romanus sum“. Diese Brüskierungspolitik, die Lord Rosebery in seinem geistreichen Buch über William Pitt so einschneidend kritisiert hat, kam in wahrer Brutalität zum Ausdruck anläßlich der Don Pacifico-Affäre. Dem Don Pacifico, einem maltesischen, in Athen lebenden Juden, war bei einem Straßenkrawall sein Haus geplündert, wofür er von der griechischen Regierung die Kleinigkeit von 32000 Pfd. Sterl. Entschädigung verlangte. Die maßlos unverschämte Forderung stieß bei der griechischen Regierung auf begreiflichen Widerstand. Lord Palmerston aber unterstützte die Ansprüche des Gauners, der das Glück hatte, britischer Untertan zu sein, nachdrücklich. Es kam sogar zur Beschlagnahme der griechischen Flotte im Piräus und zu einer ernstlichen Bedrohung des europäischen Friedens. Im englischen Unterhaus hielt Palmerston seine

berühmte Civis Romanus-Rede, die von der Abenddämmerung des einen Tages bis zur Morgendämmerung des anderen währte. Gladstones moralischer Mut war groß genug, gegen Palmerstons patriotische Rodomontaden Erwägungen der Billigkeit und des Rechtsgefühls ins Feld zu führen, aber sie prallten wirkungslos an dem festen Panzer des nationalen Machtgefühls ab. An demselben Tage, an dem die Don Pacifico-Debatte, der charakteristischeste Ausdruck der englischen auswärtigen Politik um die Mitte vorigen Jahrhunderts, ihr Ende erreichte, tat Peel jenen unglücklichen Sturz vom Pferde, der den Tod dieses großen und edlen Staatsmannes zur Folge hatte. Gladstone war nunmehr der leitende Geist der ihres Oberhauptes beraubten Peeliten.

Den kommenden Winter verlebt Gladstone zur Erholung in Neapel. Aber sein rastloser Geist findet kein Genüge daran, die Tarantella tanzen zu sehen, Museen zu durchwandern, den Aschenkegel des Vesuvs zu besteigen und von Capri aus den Sonnenuntergang zu bewundern. Er besucht fleißig Gerichtsverhandlungen und Gefängnisse und verifiziert die Verbrechen der Tyrannei. Sein Humanitätsgefühl empört sich und geht — nicht zum ersten Mal in seinem Leben — mit ihm durch. Im Frühjahr 1851 erschienen seine Briefe an Lord Aberdeen, die ein ungeheures Aufsehen erregten. Derselbe Mann, der vor Jahresfrist in der Don Pacifico-Debatte es bitter getadelt hatte, daß England sich das Amt eines Zensors über Laster und Torheiten anderer Völker anmaße, trat hier als rücksichtsloser Ankläger der neapolitanischen Mißwirtschaft auf, obgleich englische Interessen dabei gar nicht in Frage standen. Man kann sich leicht denken, wie der Cyniker Palmerston geschmunzelt haben mag, als der Puritaner Gladstone ihm den Gefallen tat, sich selbst zu desavouieren. Palmerston hatte denn auch nichts eiligeres

zu tun, als die Gladstoneschen Briefe auf diplomatischem Wege in aller Welt zu verbreiten. Lord Palmerston stand damals gerade auf der Höhe seiner Rücksichtslosigkeiten. Er brüskierte nicht nur das Ausland, sondern auch seine Königin und seinen alten Chef Lord John Russell. Die Art, wie er dieser Rücksichtslosigkeit bei dem Napoleonischen Staatsstreich vom Dezember 1851 die Zügel schießen ließ, kostete ihm sein Portefeuille. Er rächte sich dadurch, daß er zwei Monate später das ganze Whig-Ministerium zu Falle brachte und den Tories erneut zur Macht verhalf. Lord Derby bildete ein konservatives Kabinett, und Benjamin Disraeli trat als Schatzkanzler an die Spitze der Tories im Unterhause. Palmerston, Disraeli und Gladstone sind nun für geraume Zeit die Protagonisten auf der Schaubühne der englischen Politik. Die geniale Charakterlosigkeit Disraelis war Gladstone noch unsympathischer als die kavaliere „Wurschtigkeit" Palmerstons, und es fand sich bald der Anlaß zu einem parlamentarischen Duell auf Tod und Leben.

In der Nacht von 16. zum 17. Dezember 1852 vertrat Disraeli das von ihm vorgelegte Budget mit dem frechen Sarkasmus eines literarischen Abenteurers. Die Tories, die seit dem Ausscheiden der Peeliten mit wenigen Ausnahmen ein klägliches Heer von Nullen darstellten, begleiteten die boshaften Bemerkungen ihres Führers mit dem sonoren Beifall, in dem stupide Landjunker von jeher sich ausgezeichnet haben. Die Strafe aber folgte auf dem Fuße. Noch in derselben Nacht antwortete Gladstone dem Schatzkanzler in einer unvorbereiteten Rede von so überlegener Sachkenntnis, daß der Flitterkram Disraelischer Beredtsamkeit beim Morgengrauen aller Welt in seiner ganzen Fadenscheinigkeit vor Augen trat. Bei der Abstimmung wurde die Regierung

mit neunzehn Stimmen geschlagen; eine Stunde später resignierte das Kabinett.

In dem neuen, unter dem Peeliten Lord Aberdeen gebildeten Ministerium übernahm Gladstone das Schatzkanzleramt; und nun hatte England den größten Finanzminister des Jahrhunderts gefunden. Das Budget, welches er am 18. April 1853 dem Parlament vorlegte, war ein Muster finanzpolitischer Reformarbeit. Es entlastete den Konsum der breiten Massen, den Gewerbebetrieb und das Verkehrswesen von lästigen Steuern und deckte die Ausfälle in den Einnahmen durch eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf den Grundbesitz, durch eine Erhöhung der Zölle auf Spirituosen und durch eine Reform der Einkommensteuer. Die Rede, mit der Gladstone dieses Reformbudget vertrat, währte fünf Stunden und bildete das Entzücken der Kenner. Er belebte die trockensten Zahlen, umkleidete dürre Ein- und Ausfuhrlisten mit dem Reiz frischen Lebens und machte „selbst Käse und Heringe" interessant.

Macht mir gute Finanzen und ich mache euch gute Politik: der Satz ist oft zitiert. Man könnte ihn auch umkehren, und er wäre nicht minder richtig. Die damalige englische Regierung aber bewies, daß man auch bei guten Finanzen schlechte Politik machen kann. Der Krimkrieg brach aus, der die englische Staatsschuld um einundvierzig Millionen Pfund vermehrte. Gladstone war nicht wohl bei diesem Kriege, und er war froh, als sich eine Gelegenheit fand, sich aus der Regierung zurückzuziehen, in der Lord Palmerston als Premierminister die Führung übernommen hatte. Die Peeliten, zu denen sich Gladstone noch immer rechnete, bildeten jetzt eine ziemlich unabhängige Mittelpartei zwischen Whigs und Tories. Beide Parteien fürchteten sich vor ihnen wie vor „treibenden Eisbergen". Zu ernsthaften

Zusammenstößen kam es aber in den nächsten Jahren nicht. Als Lord Palmerston 1858 zu Fall kam und die Tories wieder ans Ruder gelangten, gab sich Lord Derby die größte Mühe, den alten Tory und späteren Peeliten Gladstone wieder für die konservative Sache und das konservative Kabinett zu gewinnen. Auch Disraeli zog das Mönchsgewand über seinen Fuchspelz und „almost went on his knees to him.“ Aber so naiv war Gladstone doch nicht, um sich durch die devote Haltung des knieenden Disraeli täuschen zu lassen. Dagegen gelang es, Gladstone durch einen ehrenvollen Auftrag für einige Zeit außer Landes zu schicken. Er ging als Lord High Commissioner in außerordentlicher Mission nach den Jonischen Inseln.

Die konservative Herrlichkeit dauerte aber trotzdem nicht lange. Bereits im folgenden Jahre wurde Lord Derbys Kabinett gestürzt, und der fünfundsiebzigjährige Palmerston bildete sein letztes und erfolgreichstes Ministerium. Der kluge alte Staatsmann hatte das Glück, den Vater der Reformbill, Lord John Russell, den angesehenen Führer der Whigs, als Minister des Auswärtigen und Gladstone als Schatzkanzler zu gewinnen. Das waren starke Hilfskräfte. Gladstone, der sich allmählich zu einem völlig liberalen Politiker herausgemausert hatte, stürzte sich mit Feuereifer auf die Reformarbeit, aber es kam zu nichts Großem. Lord Palmerston hatte das Reformieren satt; der frivole Skeptiker amüsierte sich über die erfolglosen Bemühungen seines Schatzkanzlers und pflegte diesen in einer Weise zu trösten, die oft recht witzig und stets frivol war. Als beispielsweise Gladstone über die parlamentarischen Schwierigkeiten aufgebracht war, die seine Vorlage auf Beseitigung der Papierzölle im Unterhause fand, meinte der liebevolle Kollege: „Es ist begreiflich, daß Sie sich enttäuscht fühlen; aber Ihre Ent-

täuschung ist doch nichts gegen die meinige, der ich fest darauf gerechnet hatte, mein Pferd würde im Derbyrennen siegen, und nun versagte es im letzten Augenblick." Das Zusammenwirken Gladstones und Palmerstons konnte unter solchen Umständen nicht besonders fruchtbringend sein. In die sechs Jahre dieses Palmerstonschen Ministeriums fiel obendrein der amerikanische Sezessionskrieg und der Krieg um Schleswig-Holstein, wodurch die öffentliche Meinung Englands der auswärtigen Politik mehr als inneren Reformen zugelenkt wurde. Gladstone nahm anfänglich für den rebellischen Süden der amerikanischen Union ziemlich stark Partei und ließ auch in der schleswig-holsteinischen Frage Weite des Blicks vermissen. Dagegen streifte sein Geist die Fesseln der früheren kirchenpolitischen Vorurteile so weit ab, daß er bei den Wahlen des Jahres 1865 nicht mehr für würdig gehalten wurde, das rechtgläubige Oxford zu vertreten. Das war die letzte Freude, die Palmerston an seinem Kollegen erlebte. Dann legte der politische Sportsmann sich zum Sterben nieder und überließ das Feld im Unterhause seinem Schatzkanzler, den er im Grunde seines Herzens nie recht hatte leiden können.

Gladstone war nun der anerkannte Führer der Liberalen im Unterhause, seine torystischen und seine orthodoxen kirchenpolitischen Velleitäten lagen hinter ihm.

Nachdem Lord Palmerston durch den Tod von den Freuden des Wettrennens um die Macht in Westminster abgerufen war, trat Lord John Russell, der Veteran unter den Führern der Whigs, als Premier an seine Stelle, während die Führerschaft im Unterhause ohne Widerspruch auf Gladstone überging. Lord John Russell hatte seinen Namen vor einem Menschenalter mit der Reformbill verknüpft; die Zeit war da, um das Wahlrecht weiter zu reformieren. Der

alte Hemmschuh Palmerston war beseitigt: die Bahn war frei. Es zeigte sich aber bald, daß der schlaue alte Palmerston den Reformeifer der Whigs doch richtiger taxiert hatte als Gladstone und dessen radikale Freunde John Bright und Genossen. Obgleich der Reformvorschlag der Regierung sehr bescheiden war und das Wahlrecht zum Parlament nur auf etwa 400000 neue Wähler ausdehnen wollte, zeigte sich unter den Whigs ein so großer passiver Widerstand, daß die Vorlage nicht durchs Unterhaus zu bringen war. Das liberale Kabinett trat zurück. Die Bevölkerung wußte, daß Gladstone die Seele der Wahlreformbewegung gewesen war. Er hatte die Macht eingebüßt, aber über Nacht eine ungeheure Popularität gewonnen. Am 26. Juni 1866 hatte er resigniert. Am 27. Juni versammelten sich Zehntausende auf Trafalgar-Square, und die Straßenberedtsamkeit hob Gladstone als Volkstribunen in den Himmel.

Die weitere Entwicklung der Dinge war höchst originell. Benjamin Disraeli, der unter Lord Derby als Premierminister wiederum Führer des Unterhauses wurde, hatte die Wahlreformvorlage der liberalen Regierung mit dem Aufgebot seiner blendenden Dialektik bekämpft. Mit einer Skrupellosigkeit sondergleichen ging er jetzt aber dazu über, „to dish the Whigs“. Disraeli hatte zwanzig Jahre vorher, als Peel in der Kornzollfrage nach langen Gewissensbedenken sich entschloß, die Forderungen seiner bisherigen liberalen Gegner durchzusetzen, das boshafte Wort gebraucht: Peel habe seine Gegner beim Baden überrascht und ihnen die Kleider fortgenommen, um sich dieselben anzuziehen. Diese sarkastische Bemerkung richtete sich nun gegen ihren Autor. Er legte eine Wahlreformbill vor, die noch weiter ging als die des gestürzten liberalen Ministeriums. Beide Parteien waren wie aus den Wolken gefallen. Die Tories

konnten nur mit größter Mühe, durch den Einfluß Lord Derbys auf die englische Aristokratie, von politischer Meuterei abgehalten werden. Ein Teil der konservativen Kabinettsmitglieder, darunter der spätere Premierminister Englands, Lord Salisbury, damals Lord Cranborne, ließ sich allerdings nicht halten; er verließ dies sonderbare Reformministerium, aber die Masse der Tories söhnte sich schließlich mit diesem Streich Disraelis aus. Die reformscheuen Whigs merkten nun, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen seien und fühlten sich schrecklich blamiert. Gladstone aber war der neuen Situation völlig gewachsen. War Disraeli mit seiner Bill über die Gladstonesche Regierungsvorlage hinausgegangen, so ging jetzt Gladstone mit seinen Amendements wieder über die Disraelische Vorlage hinaus. Er formte den Disraelischen Gesetzentwurf dermaßen um, daß ein Mitglied des Oberhauses sagen konnte, nur das Anfangswort Whereas sei stehen geblieben. In diesem Kampfe siegte aber schließlich doch die unverwüstliche Nachgiebigkeit Disraelis. Die Bill ward noch im Jahre 1867 Gesetz. Kurz nachher trat Lord Derby auch von dem Präsidium des Kabinetts aus Gesundheitsrücksichten zurück, und Disraeli übernahm als Premierminister die Führung der Konservativen, die er tatsächlich seit Jahren unter Lord Derby bereits ebenso besaß, wie Gladstone die Führung der Liberalen unter dem Premier Lord John Russell, der um diese Zeit ebenfalls aus dem aktiven politischen Leben ausschied.

Disraeli und Gladstone — welch ein Gegensatz zwischen diesen beiden Charakterköpfen! Kaum in irgend einem Zuge gleichen sich die beiden Männer. In dem schmächtigen Körper des Orientalen wirkt ein Geist von höchster Anpassungsfähigkeit, der mit einer Zähigkeit und Ausdauer

sondergleichen nach und nach alle ihm entgegenstehenden Vorurteile seiner Zeit unterjocht. Mit reichem Witz und lebhafter Phantasie ausgerüstet, tritt er auf die Bühne des öffentlichen Lebens; stets dorthin, wo er hofft, am besten gesehen zu werden. Praktische Kenntnisse bringt er wenig, moralische und kirchliche Bedenken gar nicht mit. Nichts Solides in der ganzen Erscheinung; alles schillernd. Der Mann ist unermüdlich; keine Wahlniederlage schreckt ihn. Das Hohngelächter, mit dem die lebhafte Deklamation des auch im Äußeren sich geckenhaft geberdenden Neulings im Parlament begrüßt wird, stachelt seine Energie nur höher an. Er glaubt an sich, und diesen Glauben weiß er allmählich auch auf andere zu übertragen. Bestimmte Parteigrundsätze hat er nicht. Man kann deshalb auch nicht eigentlich von Inkonsequenz reden, wenn er vom äußersten Radikalismus zum äußersten Torytum übergeht. Er wendet sich dorthin, wo die geringste Konkurrenz von Talenten ist. Und hier macht er sich bald unentbehrlich. Langsam rückt er in den Vordergrund. Die angelsächsischen Herzöge und Grafen sehen anfänglich mit Spott, darauf mit Verwunderung, endlich mit Bewunderung auf den Hebräer, der sich erst unter sie, dann zwischen sie, zuletzt über sie setzt und in phantastischen Erzählungen dem jüdischen Stamme einen natürlichen Anspruch auf eine aristokratische Stellung vindiziert. Die Grafenkrone nimmt er schließlich mit der Attitude eines Mannes entgegen, der den Kollegen, die er beherrschen muß, eine Gefälligkeit erweist.

Diesem parlamentarischen Condottiere, der die Konservativen führt, steht ein Führer der Liberalen gegenüber, dessen ganzes Wesen ursprünglich konservativ ist, und dessen Konservativismus auch bei seinen radikalsten Vorschlägen sich immer wieder geltend macht. Kräftig und starkknochig, ein

schottischer Puritaner, nicht ohne die unbewußte Verschlagenheit eines theologischen Dialektikers, dem schließlich alle Dinge zum besten dienen; voll Pflichtgefühl und moralischen Regungen leicht nachgebend; kein Menschenkenner, aber das Muster eines tatkräftigen, gewissenhaften und fachkundigen politischen Geschäftsmannes; voll genereller Humanität, aber gegen den einzelnen oft rücksichtslos.

Beide Männer sind leidenschaftliche Naturen, aber bei dem einen ist die Leidenschaft unter Spott und Sarkasmus verdeckt, bei dem anderen bricht sie leicht in pathetischen Eruptionen hervor. Hier eine überlegene Skepsis von Jugend an, dort eine nicht selten überraschende Naivetät bis ins hohe Alter. Niemand hatte mehr Sinn für alles Dekorative in der Politik als Disraeli, der für seine Souveränin den Kaisertitel aus Indien holte; niemand weniger als Gladstone, der in Hawarden jeden Morgen mit dem Gebetbuch unterm Arm zur Kirche wandelt und in Hemdsärmeln mit der Axt Bäume fällt.

Man begreift es darnach leicht, weshalb der eine Staatsmann in seinen Mußestunden mit Vorliebe Romane schrieb und der andere kirchenpolitische Abhandlungen.

Es ist oft darüber gestritten worden, welcher von den beiden Männern der geistig bedeutendere sei. Der Streit ist schon allein deshalb müßig, weil bei so viel Verschiedenheit gar kein Vergleich möglich ist. Die andere Frage aber, wer seinem Lande wertvollere Dienste geleistet habe, wird mehr und mehr zu Gladstones Gunsten beantwortet werden, und zwar auch von solchen, die geneigt sind, hinzuzufügen, daß er dem Lande zugleich mehr geschadet habe als Disraeli. Ohne Zweifel hat er die substantielleren staatsmännischen Leistungen aufzuweisen; und gewiß war es ein Glück für England, daß die Führer der beiden großen Parteien durch

ihre völlige Verschiedenartigkeit die Nation vor einer allzu großen Einseitigkeit in der Politik bewahrten; denn auch in der Politik ist eine lebhafte Konkurrenz der Kräfte die Haupttriebfeder des Fortschritts.

Gladstone stand im Jahre 1867 auf der Höhe seiner staatsmännischen Leistungsfähigkeit. Trotz seiner beinahe sechzig Jahre ging er mit dem Ungestüm eines Jünglings vorwärts. Das Torykabinett wurde 1868 über den Haufen gerannt, nachdem Neuwahlen Gladstone eine Mehrheit von 120 Anhängern im Unterhause verschafft hatten, und nun begann eine fünfjährige Periode einschneidender Reformen. Die anglikanische Staatskirche verschwand 1869 als Staatskirche aus Irland; mittels der irischen Land-Bill wurde ein ernster Versuch gemacht, der agrarischen Schwierigkeiten Irlands Herr zu werden; die Elementary-Education-Bill stellte die vernachlässigte Volkserziehung auf eine neue breite Basis; der Stellenkauf im Heerwesen wurde abgeschafft; und endlich 1872 — nach schweren parlamentarischen Kämpfen — die geheime Abstimmung bei den Wahlen zum Parlament durchgesetzt. Damit aber war die Aufnahmefähigkeit des Landes erschöpft. England wurde reformmüde. Die Verurteilung Englands zur Entschädigung im Alabama-Streit und andere Schlappen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik taten ein übriges, um die Stellung der liberalen Regierung zu erschüttern. Benjamin Disraeli verglich in einem Wort, das alsbald geflügelt durchs Land ging, die Minister auf der Regierungsbank mit „erloschenen Vulkanen".

Wie sehr er recht hatte, zeigte der Ausfall der nächsten Wahlen, der die Majorität Gladstones von 120 in eine Mehrheit Disraelis von 100 verwandelte. Jetzt kam die große Zeit Lord Beaconsfields, die Periode der imperialisti-

schen Politik von 1874—1880, an der England sich zunächst berauschte wie an einem lang entbehrten moussierenden Getränk.

Gladstone schien wirklich ein „extinct volcano“ zu sein! Er ging ernstlich mit dem Gedanken um, sich ins Privatleben zurückzuziehen und den Rest seines Daseins homerischen Studien und einer philosophischen Betrachtung der Dinge zu widmen. Ende 1874 entsagte er auch der Führerschaft der liberalen Partei zugunsten des Marquis of Hartington. Aber der scheinbar erloschene Vulkan fing nach wenigen Jahren wieder an, Feuer und Flammen zu speien, und unter der Lava der Wahlen von 1880 wurde das Torykabinett begraben.

Das Ministerium, das Gladstone im Jahre 1880 bildete, war das radikalste, das England seit Jahrhunderten gesehen hatte. Männer wie Fawcett, Chamberlain, Dilke, John Bright fanden darin einen Platz.

Trotzdem erwies sich die radikale Regierung nicht besonders fruchtbar an inneren Reformen. Die imperialistische Hinterlassenschaft Lord Beaconsfields war schwer zu liquidieren. Die Räumung Afghanistans, der Friedensschluß mit den Boers, das Bombardement von Alexandrien waren lauter Maßnahmen, die nicht dazu angetan waren, Gladstones neue Regierung zu stärken. Von bedeutsamen Reformen aus jener Zeit ist vor allen das Wahlgesetz von 1884 hervorzuheben, das ungefähr zwei Millionen neue, meist ländliche Wähler schuf und den Übergang Englands zur Demokratie abschloß.

Was nun folgt, wird beherrscht von der Home Rule-Bewegung. An der Aufgabe, die Home Rule-Frage für Irland zu lösen, scheiterte Gladstones Staatskunst. Seine Partei zerbrach, die liberalen Unionisten unter Chamberlains

und Lord Hartingtons, des jetzigen Herzogs von Devonshire, Führung verbanden sich mit den Tories unter Lord Salisbury, und in unfruchtbaren, erbitterten, von öfteren Parlamentsauflösungen und beständigen Parteiverschiebungen begleiteten Kämpfen ging Gladstones politische Laufbahn ihrem Ende zu. Der Sieg bei den Neuwahlen des Jahres 1892, der England, zum ersten Male in seiner Entwicklung, einen dreiundachtzigjährigen Premierminister gab, änderte nichts an der Erfolglosigkeit der Gladstoneschen Home Rule-Politik. Des greisen Kämpen bald darauf erfolgendes Ausscheiden aus der praktischen Politik war das naturgemäße Ende eines großen politischen Fehlschlags. Das hohe Alter Gladstones war es nicht allein, was ihn zum Rücktritt bewog.

Als dieser Mann, der zwei Menschenalter hindurch in den politischen Kämpfen Englands an hervorragender Stelle gestanden hatte, ausschied, da glaubte man, wie in den letzten Jahren der Königin Elisabeth: „When that snow melteth there will be a flood.“ Aber die Entwicklungsgesetze unserer heutigen Staatenwelt scheinen so fest zu stehen, daß auch das Ausscheiden der größten Staatsmänner die Welt nicht aus den Fugen bringt. Diese Erfahrung macht leicht ungerecht gegen die Taten verdienter Männer. Und doch ist es vielleicht das sicherste Zeichen staatsmännischer Größe, wenn die Schöpfer großer Reformen diese Welt verlassen können, ohne daß ihr Verlust die staatliche Entwicklung stört.

Dieses Gefühl hat unbewußt sicher viel dazu beigetragen, daß Gladstones Dasein in einer allgemeinen Landestrauer einen so würdigen Abschluß fand.

Kaiser Friedrich III.

Gedächtnisrede, gehalten am 18. Oktober 1888.

Unsere ernste Versammlung gilt dem Andenken eines Mannes von jener echten Größe, die den Eigenschaften des Herzens entstammt. Wie würden wir den heutigen klaren Herbsttag mit allem Übermute frohen Lebens gefeiert haben, wenn der Frühling dieses Jahres das Herz des deutschen Volkes nicht so grausam getroffen hätte. Erschien Kaiser Friedrichs Lichtgestalt doch wie dazu ausersehen, den Sinn für Lebenslust und Schönheit selbst Widerwilligen zu erschließen, und seine Person deshalb wie geschaffen, den Mittelpunkt eines nationalen Freudenfestes zu bilden. Statt dessen muß das dunkle Grün des Efeus heute den Festsaal schmücken.

Wer je am Bett von Toten stand, der kennt die mannigfaltige Fülle der Gedanken und Gefühle, die uns in einem solchen Augenblick umflattern, und der weiß auch, wie die Tiefe des Schmerzes sich vor allem mißt an der Größe der Hoffnungen, die mit dem Dahingeschiedenen ins Grab sinken. Wie hoch gingen diese Hoffnungen bei Kaiser Friedrich! Wie begleiteten sie ihn, da er noch Kronprinz war, wenn er im Siegeslorbeer als Friedensbringer nach glorreichem Kriege in deutsche Städte seinen Einzug hielt, wenn er mit gütigem Worte der Mühseligen und Beladenen gedachte,

wenn er sich unwillig abwandte von allen Ausschreitungen fanatischen Eifers, und wenn er bei festlichem Anlaß an die studierende Jugend des deutschen Volkes die Mahnung richtete, die idealen Güter des Lebens hochzuhalten. Und doch, wie wenig wußten wir, wußte die Welt, was sie an dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm wirklich besaß! Es ist das schwere Los der Thronfolger, sich zu bescheiden. Gerade das Beste, was sie haben, ihre eigensten Ideen, ihr selbständiges Urteil, dürfen sie der Außenwelt nicht zeigen, ohne in den Verdacht zu geraten, die Pflichten des Sohnes und die des ersten Untertans gering zu achten. Die schwere Aufgabe, stets bereit und stets zurückhaltend zu sein, löste Kaiser Friedrich als Kronprinz aber so vollkommen, daß erst jetzt nach der Veröffentlichung seines Tagebuchs aus dem Kriege von 1870/71 in weitere Kreise die Überzeugung durchdringt, daß dieser zurückhaltende Königssohn die großen Gegensätze der Zeit, in der er lebte, mit einer Weite des Blickes übersah, wie sie nur großen Staatsmännern eigen ist. Diese Jahre und Jahrzehnte hindurch geübte Selbstbeschränkung eines reifen Mannes, der im Vollgefühl der Schaffenskraft das berechtigte Verlangen trägt, sich selbständig zu betätigen, und der, durch die Verhältnisse gezwungen, ohnmächtig selbst da zum Schweigen und Folgen verurteilt ist, wo er von der Irrigkeit des beschrittenen Weges überzeugt zu sein glaubt, diese Selbstbeschränkung ist eine schwere Charakterprobe, und man glaubt es leicht, daß auch Kaiser Friedrich als Kronprinz dieselbe schwer empfunden hat. Aber er bestand sie. — Und als er dann, vorbereitet wie selten ein Fürst, den Thron bestieg, da löschte die Vorsehung jenes teure Leben aus.

Damit aber nichts diesem tragischen Geschicke erspart bleibe, traf ihn kein rascher Tod, wie er so manchem Lieb-

ling der Götter zu teil ward, sondern ein qualvolles Leiden zerstörte langsam die schöne Hülle des edlen Geistes. Wie ein guter und weiser Mensch ertrug er auch diese Ungerechtigkeit des Schicksals, dankbar für jeden Sonnenstrahl, der ihn noch am Abend seines Lebens traf, für jeden aufmunternden Zuruf der Tausende, die vor dem Gittertor seines Schlosses teilnahmsvoll seines Anblicks harrten, dankbar selbst für jede Handreichung der um sein Lager versammelten Pfleger. Wahrlich ein ergreifendes Ende!

Ein solches Ende kann in der Welt der Ideen nur der Ausgangspunkt für ein neues Leben und Streben sein. Wenn ich daher unsere heutige Feier recht verstehe, so soll sie sich nicht erschöpfen in kraftlosen Klagen um das, was unwiederbringlich dahin ist, sondern sie soll uns befestigen in den Ideen, die wir in Kaiser Friedrich verehrten.

Diese Ideen lassen sich leicht darstellen, denn sie sind einfach wie die Schönheit hellenischen Marmors.

Es gibt eine kleine Klugheit menschlichen Witzes, die es ablehnt, das Leben nach großen Grundsätzen zu ordnen, um jede geringe Chance, die das Ungefähr bietet, besser ausnutzen zu können. Leuten von diesem Schlage wird Kaiser Friedrich immer unverständlich bleiben. Sie kennen nur den Erfolg, der greifbar aller Welt vor Augen steht, und der für das Urteil des Tages entscheidend ist. Jene feineren, seelischen Genüsse dagegen, die aus der Harmonie der eigenen Bestrebungen mit großen Ideen hervorgehen, sind ihnen fremd. Sie nennen Kaiser Friedrich einen Idealisten und wollen damit andeuten, daß er für unsere harte, von Macht- und Interessenfragen erfüllte Zeit wohl nicht der rechte Mann gewesen wäre. Auch wir nennen ihn einen Idealisten, und meinen, daß nie auf einem Kaiserthron ein solcher nötiger war, als eben jetzt. Die ungeheure Umwälzung,

die sich auf allen Gebieten des materiellen Lebens in unserm Jahrhundert vollzogen hat, und die großartigen staatlichen Neubildungen, die unsere Generation erlebte, haben naturgemäß, infolge der Kämpfe, die sie begleiteten, eine Fülle von Haß und Mißtrauen zurückgelassen. So sehen wir die Gesellschaft der einzelnen Staaten zerklüftet und die Nationen in Waffen starrend. Die Staaten Europas schließen sich mehr und mehr gegeneinander ab und niemand traut dem andern. Eine solche Zeit dürstet nach einer humanen Persönlichkeit, deren Idealismus groß genug ist, um aller Welt Vertrauen einzuflößen. Solch ein Vertrauensmann war Kaiser Friedrich! Gewiß wünschen alle Völker den Frieden und auch die Männer an der Spitze der europäischen Kulturstaaten sind tief durchdrungen von der furchtbaren Verantwortlichkeit, die der auf sich lädt, der die Schrecken des Krieges in dem heutigen waffengewaltigen Europa entfesselt. Aber trotzdem lebt unser Weltteil in einer beständigen Ungewißheit und Aufregung. Der Zustand unseres bewaffneten Friedens ist durch niemand anschaulicher geschildert worden, als durch den Fürsten Bismarck in jenem Bilde von den zwei Wanderern, die sich mißtrauisch im Walde begegnen. Beide sind friedfertig, aber während der eine wie zufällig in die Tasche greift, spannt der andere bereits unvermerkt den Hahn seines Revolvers, und bei der geringsten unvorsichtigen Bewegung seines Gegenüber macht er von der Mordwaffe Gebrauch. Das ist das Vorbild für den internationalen Völkerverkehr unsrer Tage. Hier wie dort ist die Hauptgefahr die Gefahr des Mißverständnisses, des Mißverständnisses, hervorgegangen aus mangelndem Vertrauen; und gerade diese Gefahr würde Kaiser Friedrich wesentlich vermindert haben. Mit dem feinen Instinkt der Völker für alles Große und Edle im Menschen gab sich die

Menschheit der festen Zuversicht hin, daß Kaiser Friedrich die nationalen Gegensätze nicht zu verschärfen, sondern auszugleichen gesonnen sei. Seine schwere Krankheit erschien deshalb als allgemeines Unglück. Arme Leute fremder Zunge sandten in rührender Teilnahme Primeln und Veilchen an sein Krankenlager, und als sein Tod bekannt ward, weinte die Welt wie um einen Unersetzlichen. Selbst an den Ufern der schönen Ströme, die durch Frankreich gehen, durch jenes Frankreich, das der Kronprinz mit Waffengewalt bezwungen hatte, erhob sich eine aufrichtige, tiefempfundene Totenklage.

Aus dieser Anerkennung der Welt hat niedrige Gesinnung geglaubt, den Vorwurf herleiten zu dürfen, als ob ein solcher Kaiser die nationalen Interessen Deutschlands nicht nachdrücklich genug vertreten haben würde. Wie ärmlich und klein erscheint ein solches Nationalgefühl, das sich nur im Gegensatz zu anderen Völkern glaubt betätigen zu können! Wir sind die Letzten, die ein starkes Nationalgefühl gering achten möchten. Es ist im Staatsleben so nötig, wie der gesunde Egoismus im Leben des einzelnen. Eine Humanität, die nicht am eigenen Herde beginnt, die das Weitere anstrebt, ohne den nächstliegenden Erfordernissen gerecht geworden zu sein, ist krankhaft und schwächlich. Aber wie wir mit Recht den bedauern, der nie über die enge Grenze der Familieninteressen hinaus in einen erweiterten Pflichtenkreis tritt, so erscheint uns auch jener staatliche Egoismus großer Völker unwürdig, der neben den nationalen Interessen keine allgemeinen Menschheitsinteressen gelten lassen will. Ein so eingeengtes Nationalgefühl ist auch nur scheinbar stark. Denn da es vom staatlichen Egoismus ausschließlich beherrscht wird, so führt es seine Bekenner nur zu leicht zu jenem persönlichen Egoismus zu-

rück, der auch die nationalen Dinge nur nach Maßgabe des persönlichen Vorteils zu schätzen weiß.

Die Humanität, von der Kaiser Friedrich beseelt war, stand deshalb nicht im Gegensatz zu einem starken Nationalgefühl, sondern sie war nur eine fein entwickelte Blüte desselben. Er war nicht weniger, sondern im höheren Sinne national, weil er frei war von nationalen Vorurteilen, jenen nationalen Vorurteilen, die heute leider so manchem mißleiteten Deutschen als der eigentliche Sitz der Nationalitätsidee erscheinen. Dorthin hat sich denn auch der Partikularismus geflüchtet. Nachdem er vergeblich versucht hat, die kleinen Sonderrechte der einzelnen deutschen Staaten vor der Flut des Einheitsgedankens zu retten, präsentieren seine Bekenner sich heute, in kluger Vergeßlichkeit, als auserlesene Vertreter des deutschen Nationalgefühls, denen Kaiser Friedrich nicht national genug war, jener Mann, dessen Herz von jeher für die Einheit Deutschlands erglühte, der gleich bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Herstellung eines deutschen Kaisertums als den höchsten Siegespreis ins Auge faßte und der deshalb am 18. Januar, dem Tage der Kaiserproklamation, die triumphierenden Worte in sein Tagebuch eintrug: „Die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt, und befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens steigt ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht hervor."

Es entspricht nur der Ganzheit seines Wesens, daß dieser zugleich humane und nationale Fürst auch politisch frei dachte. Die freie Gesinnung gehört zu den wesentlichsten Zügen seines Charakterbildes. Ihr verdankt er manche Schmähungen noch über das Grab hinaus und manchen

harten Kampf in seinem Leben. Auch er gehört zu den Märtyrern der Freiheit. Die Gegner eines freisinnigen Ausbaus Deutschlands hatten allerdings Ursache besorgt zu sein, und ihr Groll ist verständlich, wenn man bedenkt, wie das Wachstum großer Ideen durch nichts mehr gefördert wird, als durch den Anblick von Streitern, die auch unter den schwierigsten Verhältnissen diesen Ideen nicht untreu werden. Und es ist wahrhaft erhebend, aus jedem neuen Zeugnis, das ans Licht gebracht wird, zu ersehen, wie festgewurzelt seine freiheitliche Gesinnung war, und wie sie aus allen Betrachtungen des praktischen Lebens und aus allen Studien der Geschichte nur neugekräftigt hervorging.

Auch ein jeder von uns sucht sich durch mannigfaltige Zweifel und äußere Schwierigkeiten zur Wahrheit durchzuringen, aber er hat Genossen, an deren Zuspruch er sich aufrichtet, in deren Mitarbeit er erstarkt. Der Kronprinz war darauf angewiesen, diesen inneren Kampf für sich allein durchzumachen. Nur seine Gemahlin stand ihm auch hier treu zur Seite, und wenn wir der hochsinnigen Frau nicht schon für alles andere, was sie an Kaiser Friedrich getan hat, zum tiefsten Danke verpflichtet wären, allein der Umstand, daß sie die verständnisvolle Genossin seiner besten Gedanken war, machte sie uns verehrenswert.

Es liegt ein merkwürdiger Zauber in dem Begriff der Freiheit. Wie leicht ist es, ihn zu verspotten; ihn zu vermischen mit dem Begriff der Zügellosigkeit; wie schwer, ihn in klare, scharf umgrenzte Formen zu bannen. Es geht der Freiheit wie der Wahrheit. Sie zu erkennen, erfordert einen scharfen Blick, und ihr Besitz ist nicht einmal so wichtig wie das unablässige Streben nach ihr. Der große englische Staatsmann Charles James Fox hat einmal, als die Freiheit in England am tiefsten darniederlag, den Ausspruch getan:

„Ich glaube fest daran, daß die Liebe zur Freiheit keine Verirrung ist. Aber wäre sie es auch, ich bin sicher, daß mich niemand davon abbringt. Ist sie eine Illusion, so ist sie jedenfalls eine solche, die mehr von den besten Eigenschaften und Kräften des menschlichen Geistes zu Tage gefördert hat, als alle andern Ursachen zusammengenommen."

Nichts ist wahrer als dies, und gerade von der erzieherischen Kraft der Freiheit war auch Kaiser Friedrich tief durchdrungen. Selbst die Ausschreitungen der Freiheit haben ihn an dieser Überzeugung nicht irre machen können. Es gehört mit zu den vielen tragischen Verknüpfungen seines Schicksals, daß er das erste Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie in Stellvertretung seines Vaters unterzeichnen mußte.

In dem Märchenschatz fast aller Völker findet sich die Erzählung von wohltätigen Feen, die dazu verurteilt sind, zeitweilig sich in niedriger Gestalt, als Kröte oder als Schlange, zu zeigen. Wohl denen, die sich durch diese abschreckende Form nicht zur Verachtung und Mißhandlung hinreißen lassen; ihnen lohnt es die Fee dereinst tausendfältig. So bekommt auch die Freiheit manchmal ein widriges Äußere; glücklich das Volk, das desungeachtet nicht den Glauben an ihr segensreiches Wirken verliert. Kaiser Friedrich hat diesen Glauben nie verloren. Ihm konnte die Freiheit deshalb auch nicht als äußerlicher Zierat oder als Parteifahne genügen, er wollte das ganze Wesen des Menschen davon ergriffen sehen. Wie der an beiden Fängen gefesselte Aar nicht frei wird, wenn man ihm nur eine Fessel abnimmt, so gelangt auch die politische Freiheit erst zu ihrer wahren Bedeutung, wenn sie mit der inneren geistigen Freiheit sich verbindet. Diesem freiheitlichen Ideal strebte der hohe Geist des Kaisers nach, und wie von selbst

gesellte sich zu dieser Auffassung die Freude an jedem Fortschritt der Wissenschaft und der Sinn für künstlerische Schönheit.

Mit feinem Gefühl stellten die alten Griechen das Gute und das Schöne nebeneinander, um damit kundzutun, daß das Schöne mehr sei als ein bloßer Schmuck des Lebens, daß vielmehr das Streben nach Schönheit den ganzen Menschen adelt. Deshalb ist ja auch die Geschichte der Kunst in so hohem Maße zugleich eine Geschichte der Gesittung. Kaiser Friedrich wäre auch der deutschen Kunst ein gütiger Förderer geworden; nicht dadurch, daß er ihr umfangreiche, aber geistig eng begrenzte Aufgaben überwiesen und den künstlerischen Gedanken zu reglementieren unternommen hätte, sondern dadurch, daß er den freien Regungen des künstlerischen Genius verständnisvoll gefolgt wäre. War er doch völlig von der Wahrheit des Dichterwortes überzeugt:

Der allein besitzt die Musen,
Wer sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.

So tritt uns denn die Figur des Kaisers Friedrich in ihrem ganzen einheitlichen Zauber vor die Seele. Die prächtige Erscheinung mit den leuchtenden Augen und dem liebenswürdigen Lächeln, dem alle Herzen entgegenfliegen: ob er ungezwungen unter dem Volk sich bewegt, im Lager mit den Soldaten scherzt oder als ruhmreicher Feldmarschall und Erbe des deutschen Kaiserthrones bei prunkenden Festen bewundernde Blicke auf sich zieht. Und in dem schönen Körper welch schöne Seele! ebenmäßig geöffnet allen großen Ideen, Kunst und Wissenschaft verehrend, für Humanität und Freiheit erglühend, dabei in allem Maß haltend, um zu verhindern, daß nicht das Bessere der Feind des Guten werde.

Über dem ganzen Wesen aber lag ausgebreitet wie feiner Morgenduft über einer klaren Herbstlandschaft jener herzerquickende Humor, den die Gottheit nur ihren Günstlingen zu teil werden läßt.

Welch ein Verhängnis, daß dieses kostbare Leben dem deutschen Volke so früh entrissen wurde! Als es verlosch, ging ein leises Frösteln durch die ganze Welt, wie es uns zu überkommen pflegt, wenn die Sonne vor unseren Augen ins Meer sinkt.

Aber wie die Sonne, wenn sie auch unseren Augen entschwindet, nie aufhört zu leuchten und zu wärmen, so verschwinden auch nicht die Ideale, die in Kaiser Friedrich lebendig waren. Ein neuer Morgen bringt sie strahlend wieder.

Georg von Bunsen.

Georg von Bunsen gehörte zu den Naturen, die — mit Schiller zu reden — „zahlen mit dem, was sie sind“. Solche Männer sind selbst im politischen Leben von größerer Bedeutung, als gemeinhin angenommen wird. Lord Rosebery hat in seinem Buch über William Pitt diesen Punkt einmal erörtert. Er spricht an einer Stelle von einem Politiker, der wenig „Positives“ geleistet habe, beinahe immer in der Opposition war und doch auf das politische Leben Englands dauernden Einfluß übte. Die Erklärung für diesen Einfluß gibt Lord Rosebery, indem er von jenem Politiker sagt: „er war die Verkörperung jeder liebenswerten Eigenschaft des Mannes.“

Georg von Bunsen hat mit seltener Aufopferung dem allgemeinen Wohl gedient: nicht in glänzenden oder einflußreichen Stellungen, nicht als Beamter, nicht dort, wo Staatskrippen stehen; aber als Volksvertreter — im Abgeordnetenhause wie im Reichstage — und bei zahllosen gemeinnützigen Unternehmungen hat er Jahrzehnte hindurch gearbeitet und gewirkt: durch Wort und Beispiel.

Mochte es sich um die Beförderung der Fischzucht, um die Entwicklung des Kanalwesens, um Erziehungsfragen, um öffentliche Gesundheitspflege oder um welche andere gemeinnützige oder humanitäre Veranstaltung immer

handeln, Georg von Bunsen versagte seine tätige Mitwirkung nie. Die freie Pflege bürgerlicher Selbsttätigkeit gehörte für ihn stets zu den vornehmsten Pflichten des unabhängigen Staatsbürgers; und ein solcher war er zeit seines Lebens. Mit Paul Heyse konnte er von sich sagen:

Ich hatte, was ich höher schätzte,
Als alles Gold auf Perus Ebene,
Ich hatte niemals Vorgesetzte
Und niemals Untergebene.

Als Politiker gehörte er zu jenen Liberalen, die sich selber immer treu blieben, so oft sie sich auch veranlaßt sahen, die Fracht ihrer Grundsätze auf ein neues Fraktionsschiff zu laden. Bunsen hat wie wir anderen den Weg von den Nationalliberalen zur Liberalen Vereinigung, dann zur Freisinnigen Partei und schließlich zur Freisinnigen Vereinigung zurückgelegt, ohne in seinen politischen Grundanschauungen ein anderer geworden zu sein. Die gesetzmäßige Freiheit stand ihm zu hoch, als daß er sich je besonnen hätte, sich in das Lager zu begeben, in welchem ihm die Freiheit am reinsten vertreten zu werden schien. Unter dem Fürsten Bismarck war es bekanntlich nicht so bequem wie unter dem Grafen Caprivi, einer politischen Überzeugung zu folgen, die zu der herrschenden Richtung im Gegensatz stand. Fürst Bismarck war ein ausgezeichneter Hasser und erst als Privatmann hat der ehemalige Reichskanzler von dem Recht der freien Meinungsäußerung eine vorurteilsfreiere Auffassung gewonnen. Es gab aber eine Zeit, da vier Reichstagsabgeordnete, die sich zur Liberalen Vereinigung rechneten, gleichzeitig wegen Bismarckbeleidigung angeklagt waren. Alle vier Abgeordnete wurden, nebenbei bemerkt, freigesprochen, trotzdem es sich um lauter selbständige Fälle handelte, die miteinander in keinerlei äußerer Verbindung

standen, und die auch vor vier verschiedenen Gerichten abgehandelt wurden.

Zu diesen ob ihrer freimütigen Kritik des Bismarckschen Regiments Angeklagten gehörte auch Bunsen, damals Abgeordneter des schlesischen Wahlkreises Hirschberg-Schönau, den ich nach ihm im Reichstage vertrat. Bismarcks Groll gegen Bunsen war wohl mit darauf zurückzuführen, daß letzterer von dem Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, und dessen Gemahlin geschätzt wurde und mit dem kronprinzlichen Paar auch stets in einer gewissen Fühlung blieb. — Was sich durch die Gerichte nicht erreichen ließ, sollte später durch den sozialen Boykott erreicht werden, der während des decline of the Bismarckian empire zu den beliebtesten Kampfmitteln gegen politische Gegner gehörte. Bunsen sah sich zeitweilig veranlaßt, selbst den harmlosesten gesellschaftlichen Verkehr mit befreundeten fremden Diplomaten zu beschränken, um nicht dem leicht erregbaren Argwohn des Kanzlers Nahrung zu geben und dadurch die diplomatische Stellung der Fremden in Berlin zu erschweren. Bunsen hat diese nicht gerade angenehme Situation niemals zum bequemen Anlaß genommen, in der pflichtmäßigen Betätigung seiner politischen Überzeugungen lau zu werden. Im Gegenteil; als er bei der Macht am wenigsten gut angeschrieben war, bekannte er nur um so nachdrücklicher seine freihändlerischen Überzeugungen. Und die Wähler im Kreise Hirschberg-Schönau wußten seine Überzeugungstreue zu schätzen. Als am Abend einer heißen Wahlschlacht, in der Bunsen gegen den Freiherrn von Rotenhan sein Mandat verteidigt hatte, die günstigen Wahlresultate aus allen Teilen des Wahlkreises durch Boten gemeldet wurden, trat auch ein Mitglied der freiwilligen Feuerwehr noch in später Nacht in Uniform an und meldete aus einem entfernten Dorfe: „Georg von Bunsen

101 Stimmen, Baron von Rotenhan 0; wir Feuerwehrleute lassen uns den roten Hahn nicht aufs Dach setzen!"

Bunsen sah sich 1885 aus Gesundheitsrücksichten gezwungen sein Reichstagsmandat niederzulegen. Ich bin nie in den Wahlkreis gekommen, ohne immer wieder von wackeren Bürgern und Bauern gefragt zu werden: Was macht denn unser Herr von Bunsen?

Politische Pflichterfüllung, die zu einem derartigen Vertrauensverhältnis führt, hat einen vorbildlichen Wert. Georg von Bunsen hat auch, nachdem er aus der aktiven Politik zurückgetreten war, den politischen Vorgängen stets sein lebhaftes Interesse bewahrt. Zeugnis dessen sind unter anderem die Beiträge zur Tagesgeschichte, die er in verschiedenen Zeitschriften, deutschen, englischen und amerikanischen — gelegentlich auch in der „Nation" —, veröffentlichte.

Wer den Vorzug gehabt hat, ihm persönlich näher zu treten, weiß, daß auch der Greis, dessen ausgedehnte internationale Beziehungen eine Beschränkung auf einen engen Gesichtskreis ohnehin ausschlossen, eifrig an allem Anteil nahm, was auf die Entwicklung von Kultur und Gesittung Bezug hatte.

In Rom geboren und in klassischen Traditionen aufgewachsen, als Sohn und Gatte einer Engländerin mit englischem Wesen und der besten englischen Gesellschaft vertraut, ein Deutscher, der seinem Vaterlande mit ganzem Herzen ergeben war, ein Mann von ausgezeichneter Höflichkeit des Herzens, ein zuverlässiger Freund der Freiheit, gehörte Bunsen zu jenen Männern, die in einem Beamtenstaate ob ihrer freien Persönlichkeit besonders wertvoll sind.

Cavour.

Camillo Cavour hält jede Probe echter Größe aus. Je mehr von und über ihn bekannt wird, um so deutlicher tritt das Bild eines ganzen Mannes hervor. An erfolgreicher Tätigkeit kann unter seinesgleichen nur Bismarck mit ihm verglichen werden; aber wie verschiedenartig sind die beiden Staatsmänner: der eine ganz Subjektivität, die gesamte Politik wie einen Prozeß zwischen sich und der übrigen Welt behandelnd; — der andere der objektivste aller Politiker, voll Zutrauen zur Vernunft, die in den Dingen steckt, voll Vertrauen zum Liberalismus, zum Parlamentarismus, zum Freihandel. Es ist alles gesund an diesem piemontesischen Edelmann. Weder bigott noch ein Kirchenstürmer, durch reaktionäre Vorurteile ebensowenig beeinflußt wie durch radikale Phantastereien, jedem realen Fortschritt in der Politik wie in der Volkswirtschaft zugetan, Feind aller sozialistischen und protektionistischen Quacksalbereien, einer der Ersten, der die revolutionierende Bedeutung der Eisenbahnen erfaßte, Begründer einer Associazione agraria, Herausgeber einer politischen Zeitschrift: so schließt sich bei dem Schöpfer des Königreichs Italien alles folgerichtig zu dem Bilde eines modernen liberalen Staatsmannes zusammen, zu dem Bilde des bedeutendsten politischen Repräsentanten der liberalen Weltanschauung, den das neunzehnte Jahrhundert gesehen hat.

Es hat einen eigenen Reiz, diese so in sich geschlossene Persönlichkeit auch in ihren intimeren geistigen Beziehungen kennen zu lernen. Man kann deshalb dem Grafen Nigra nur dankbar sein, daß er den Briefwechsel Cavours mit Madame de Circourt der Öffentlichkeit nicht vorenthalten hat.*)

Die Gräfin Circourt gehörte zu jenen vornehmen Russinnen, deren Erziehung ein völlig internationales Gepräge trägt. Anastasia Klustine, so war ihr Mädchenname, wurde 1808 in Moskau geboren, lernte neben ihrer Muttersprache fertig deutsch, französisch, englisch reden und schreiben, wurde in allen möglichen Wissenschaften und Künsten unterrichtet, bereiste dann Europa, lernte eine große Anzahl hervorragender Menschen kennen und verheiratete sich 1830 mit dem Grafen de Circourt. Das Ehepaar setzte das Wanderleben durch Italien und Deutschland noch eine Zeitlang fort, allenthalben die Zahl seiner illustren Bekanntschaften vermehrend — in Deutschland trat die Gräfin u. a. mit Cornelius, Kaulbach, Rauch, Ranke, Schelling, Tieck in nähere Beziehungen — und ließ sich endlich in Paris nieder, woselbst Madame de Circourt bald einen geselligen Kreis um sich vereinigte, der neben der geistigen Elite Frankreichs auch zahlreiche distinguierte Fremde, bei deren vorübergehendem Aufenthalt in Paris, umfaßte. In diesen Kreis trat 1835 auch Camillo Cavour, und es entwickelte sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zu Cavours Tode

*) Le Comte de Cavour et la Comtesse de Circourt. Lettres inédites, publiées par le Comte Nigra. Turin, Rome. L. Roux & Comp. Den 31 in französischer Sprache geschriebenen Briefen Cavours an die Gräfin de Circourt sind noch 6 Briefe an deren Gatten beigefügt, und in einem Appendix eine Reihe von Briefen des Ehepaars de Circourt an den Grafen Nigra.

ungetrübt blieb. Cavour besuchte seine Freundin des öftern in Paris und blieb mit ihr in einem fortlaufenden brieflichen Verkehr. Er schreibt ihr 1836 über seine impressions d'Angleterre und macht ihr im Jahre 1860 politische Konfessionen. Stets verbindlich in der Form, aber nie geziert, als jugendlicher Patriot bereits so klar und fest wie als schöpferischer Staatsmann, bietet Cavour in diesen Briefen nichts blendendes. Bismarcksche Briefe sind im allgemeinen amüsanter. In ihnen sprüht und funkelt der Geist eines glänzenden Stilisten. Cavours Stärke ist ein von hoher geistiger Kultur getragener bon sens, der sich nie verleugnet, und eine Höflichkeit des Herzens die ungemein anspricht. Wie er seine Freundin bittet, ihn auf literarische Novitäten aufmerksam zu machen, wie er bedacht ist, sie für ein metaphysisches Werk seines Bruders zu interessieren, wie er sie ersucht, bei der Revue des deux mondes ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen, wie er Freunde bei ihr einführt: das alles geschieht mit jener freien und offenen Ungezwungenheit, die sich nicht geniert, die Freundschaft in Anspruch zu nehmen, weil sie jederzeit bereit ist, mehr als das Erbetene selbst zu gewähren.

Charakteristisch ist es, daß sich Cavour, der Junggeselle, sogar nicht scheut, Madame de Circourt zu bemühen, um einem seiner Freunde eine Frau zu verschaffen. Es handelte sich um den Grafen Casanova, den Cavour bei seiner Freundin mit folgenden vertraulichen Zeilen einführt:

„Ich glaube, er hat den stillen Wunsch, in Paris eine Lebensgefährtin zu finden. Sie könnten ihn bei der Suche wirksam unterstützen. Er hat, was Vermögen anbetrifft, keine übertriebenen Prätensionen; eine Mitgift von 200000 bis 300000 Franks würde ihm genügen. Worauf er entscheidendes Gewicht legt, ist der Charakter und die In-

telligenz der Frau, mit der er sein Leben zu verbringen hat. Mein Freund ist eins jener seltenen Herzen, die gelegentlich aus einem Exzeß von Delikatesse fehlen, die viel fordern, weil sie unendlich viel zu bieten haben. Wie alle wirklich vornehmen Männer Italiens ist er aufrichtig liberal. Eine Frau mit zu viel adligen Vorurteilen würde nicht recht zu ihm passen. Auch eine junge vergnügungssüchtige Person, die nur an Kleider und Feste denkt, würde ihm wenig zusagen, denn sein Geschmack ist ernster Art und seine Gewohnheiten sind dahin entwickelt, daß er die Reize der Intimität den lauten Freuden der großen Welt vorzieht. Der Dame, der er sich erklären würde, hätte er 40000 Franks Rente aus schönem und solidem Grundbesitz sofort zu bieten neben der Aussicht, noch einmal beinahe ebensoviel von zwei Onkeln zu erben, die allerdings — um ganz bei der Wahrheit zu bleiben — noch nicht alt sind; ferner einen der großen Namen Italiens; ein hübsches Gesicht; vor allem aber einen noblen Charakter und einen Geist, in dem die guten Eigenschaften des alten Adels sich mit der Erleuchtung der modernen Zeiten verbinden. Wenn ein solcher Mann eine seiner würdige Frau nicht glücklich machen sollte, so müßte man annehmen, daß die Ehe wirklich eine so abscheuliche Einrichtung wäre, wie die George Sand das glauben machen möchte."

Man sieht, dieser junge Staatsmann, der demnächst die Provinzen Italiens vereinigen sollte, war auch als Ehevermittler — der Brief stammt aus dem Jahre 1844 — von einer nicht zu verachtenden Beredtsamkeit.

Je weiter der Briefwechsel vorschreitet, um so häufiger mischen sich politische Betrachtungen in Cavours Briefe. So spricht er sich 1844 in zwei Briefen über die Jesuiten aus, anläßlich einer publizistischen Ehrenrettung des Ordens, auf

die ihn Madame de Circourt aufmerksam gemacht hatte. Cavours Urteil über die Tätigkeit der Jesuiten ist scharf. In Italien, so erklärt er, betrachte man sie mit nur allzu viel Recht als eine der unheilvollsten Plagen (une des plaies les plus funestes). In Frankreich, meint Cavour, sind die Jesuiten allerdings nicht gefährlich. „In einem Lande der Wissenschaften und der Aufklärung werden sie immer genötigt sein, sich zu modifizieren, sich umzubilden; sie werden dort niemals eine reale und dauernde Machtstellung behaupten, weder in der politischen Welt noch in der Welt der Geister." Aber was sie in einem Lande schaden können, in dem sie allmächtig sind, das beweisen — so meint er — die spanischen Granden und der neapolitanische Adel, c'est à dire quelque chose, qui tient le milieu entre l'homme et la brute.

In demselben Briefe, der dies kräftige Urteil enthält, findet sich noch ein anderer für Cavours freie Anschauungen bezeichnender Passus. Alfred de Vigny war im Jahre 1844 bei der Kandidatur zur Akademie unterlegen. Erst im folgenden Jahre erreichte er sein Ziel. Cavour kommt auf jene Niederlage zurück und schreibt: „Wenn Sie Einfluß auf de Vigny haben, so suchen Sie ihn doch für die Presse zurückzuerobern; er wird dort sicherlich Erfolge erzielen, die ihm viel kostbarere Lorbern verschaffen, als es der Fauteuil der Akademie vermag". Auch darin war eben Cavour ganz modern, daß er die Bedeutung der Presse vollauf zu würdigen wußte. Und zwar sah er in der Presse vornehmlich das starke Instrument des Fortschritts. Wie alle kraftvollen Naturen war er Optimist. Selbst die trübsten Zeiten konnten ihn nur vorübergehend niederdrücken. So schreibt er 1851 an seine Freundin: „Ich spreche Ihnen nicht von unserem Lande und unserer Politik. Als Minister werde ich

dafür bezahlt, nur gutes darüber zu sagen, meine Ansichten würden Ihnen deshalb verdächtig sein. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu versichern, auf die Gefahr hin, als ein naiver Mensch oder als ein Utopist zu erscheinen, daß trotz allem Traurigen und Unglücklichen, was über Frankreich und Italien hereingebrochen ist, ich den unerschütterlichen Glauben an die Zukunft der liberalen Ideen bewahre."

Diese Zuversicht ging ihm auch in der schlimmsten Periode seiner staatsmännischen Laufbahn nicht verloren, als 1859 durch den Vertrag von Villafranca sein Land um die eigentliche Frucht des Sieges betrogen zu sein schien. Cavour trat zurück und Ratazzi an seine Stelle. In dieser Zeit schrieb er — am 22. Juli 1859 — aus Turin einen herrlichen Brief an Madame de Circourt, in dem er von dem Satze ausgeht: il n'y a rien de ridicule au monde, comme un ministre tombé qui boude; es gibt nichts lächerlicheres auf der Welt als einen gefallenen Minister, der schmollt. Cavour ist von dieser Schwäche weit entfernt. Er möchte sich am liebsten einige Zeit in der Schweiz, cet hôpital des blessés politiques, ausruhen, aber politische Rücksichten verbieten ihm das. „So werde ich mich dann — fährt er fort — am Fuße des Mont-Blanc festsetzen, um dort, inmitten der Wunder der Natur, die Misère der Dinge zu vergessen, die von Menschenhand geleitet werden. Ist die heiße Zeit vorbei, so kehre ich auf meine Güter zurück, um dort abzuwarten, daß sich mir eine Gelegenheit bietet, um an dem Werke der Wiedergeburt zu arbeiten, von dem Abstand zu nehmen meine Freunde und ich weit entfernt sind."

Bekanntlich stand Cavour bereits im Januar des Jahres 1860 wieder am Steuerruder und seine größte Zeit brach an. Aus diesem Jahre stammen die sechs letzten Briefe der Sammlung, die ein steigendes Interesse gewähren.

Er bittet die Gräfin, in ihrem Salon seine Verteidigung zu übernehmen, da er weiß, daß man in Paris auf ihn schlecht zu sprechen ist; besonders die Frauen der guten Gesellschaft. Ein Freund habe ihm erzählt, wie er kürzlich aus einem kleinen graziösen Munde in Paris die Worte vernommen habe: „Weshalb hängt man denn diese Kanaille Cavour nicht?“ Er scherzt darüber, aber er übersieht auch nicht die ernste Seite der Erscheinung. „Die guten und die schlechten Leidenschaften haben die Oberfläche der Gesellschaft kristallisiert und sie wenig geeignet gemacht, hochherzige Regungen zu empfinden; aber die Masse des Volks ist hochherzig wie früher und sympathisiert mit uns. Wäre es anders, wie würde es kommen, daß alle Journale, die sich an die Massen wenden, italianissimi sind? Der Mißklang zwischen der Höhe und den Niederungen der Gesellschaft ist betrübend, zumal wenn die letzteren edel und uneigennützig sind und die erstere egoistisch und bösartig ist. Aber ich will die französische Gesellschaft nicht schelten; ich schulde ihr zu viel.“

Der letzte Brief, eine wahre Perle, ist vom 29. Dezember 1860 datiert. Drei Tage vorher war das Dekret erschienen, welches Neapel, Sizilien, Umbrien und die Marken mit dem „Königreich Italien“ vereinigte. Cavour stand auf der Höhe seines Ruhms, und auch Widerwillige mußten sein Genie anerkennen. Es gab andrerseits Freunde, die ihm am liebsten die Diktatur übertragen hätten. Gegen solche Ansichten wendet er sich entschieden mit Worten, die man in jedem Parlament der Welt an erhabener Stelle anbringen sollte:

„Ich für mein Teil habe kein Zutrauen zu Diktaturen, besonders nicht zu Zivildiktaturen. Ich glaube vielmehr, man kann mit einem Parlament manche Dinge durchsetzen,

die für ein absolutes Regiment unmöglich sind. Eine Erfahrung von dreizehn Jahren hat mich davon überzeugt daß ein ehrliches und energisches Ministerium, das von den Enthüllungen der Tribüne nichts zu fürchten hat und das nicht geneigt ist, sich durch Parteiwut einschüchtern zu lassen, bei den parlamentarischen Kämpfen nur gewinnen kann. Ich habe mich nur dann schwach gefühlt, wenn die Kammern geschlossen waren. Übrigens würde ich auch nie gegen meinen Ursprung Verrat üben, nie die Prinzipien meines ganzen Lebens verleugnen. Ich bin ein Sohn der Freiheit (je suis fils de la liberté), ihr schulde ich alles, was ich bin. Wenn es nötig würde, einen Schleier über ihre Statue zu breiten, so würde es mir nicht anstehen, es zu tun." Wenige Monate, nachdem Cavour dieses Bekenntnis — nicht als Schönredner bei einem Festmahl, nicht als posierender Volkstribun — sondern in einem vertraulichen Schreiben niedergelegt hatte, sank der seltene Mann ins Grab. Was er als Staatsmann geschaffen hatte, ruhte auf so gesunden Grundlagen, daß auch Durchschnittspolitiker es weiter ausbauen konnten. Aber einen zweiten Cavour wird selbst das fruchtbare Italien schwerlich auch nur in Jahrhunderten wieder hervorbringen.

William Lloyd Garrison.

Unter den Männern, welche die Sklavenemanzipation in den Vereinigten Staaten von Amerika vorbereiteten, kommt keinem ein größeres Verdienst zu als William Lloyd Garrison, einem der edelsten Vertreter der Humanität, die das neunzehnte Jahrhundert aufzuweisen hat.

Seine Menschlichkeit darf nicht verwechselt werden mit jener bequemen, einen sportartigen Charakter tragenden Humanität, wie sie von wohlhabenden Müßiggängern als Nebenbeschäftigung getrieben zu werden pflegt und deren wohlfeiler Ruhm in Bazaren und Wohltätigkeitsbällen seinen Höhepunkt erreicht. Sie hatte sich vielmehr zu erproben in einem verzweifelten, lange Jahre hindurch klugen Männern aussichtslos erscheinenden Ringen für die unpopulärste Sache, die seit dem Bestehen der nordamerikanischen Republik zur öffentlichen Diskussion gestellt war. Und wer war der Mann, der es unternahm, den Millionen schwarzer Sklaven, die von einer übermütigen Aristokratie in Fesseln gehalten wurden, die Freiheit zu erstreiten? Gewiß ein einflußreicher Politiker oder eine Säule der christlichen Kirche oder ein begüterter Philanthrop. Nichts von alledem! — Ein armer Setzer, der von der Hand in den Mund lebte, dem die Schulbildung nicht aufgezwungen war, sondern der sie im harten Kampf ums Dasein sich hatte erobern müssen, unternahm es, noch nicht 25 Jahre alt und gänzlich unbekannt, in den Vereinigten

Staaten von Amerika das Evangelium der Sklavenemanzipation zu predigen. Wie aussichtslos selbst einem Manne, wie John Quincy Adams, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Staatssekretär in den Vereinigten Staaten, um jene Zeit die Abschaffung der Sklaverei erschien, geht aus einer Klage hervor, die der Nachwelt aufbewahrt ist. Er schrieb: „Wenn doch ein Mann aufstände, um in aller Nacktheit jene Versündigung an der Güte Gottes, die Sklaverei, bloßzustellen, er würde die Pflichten eines Engels auf Erden erfüllen.“

Dieser Mann war bereits da, aber er wirkte noch in einem kleinen Kreise, mit unendlich kleinen Mitteln, erst in Newburyport, seinem Geburtsort, nachher in Baltimore, wo er mit mehrwöchiger Gefängnishaft seine ersten heftigen Angriffe auf das „nationale“ Institut der Sklaverei zu büßen hatte.

Dann erschien am 1. Januar 1831 in Boston die von Garrison herausgegebene Wochenschrift, der „Liberator“, die erst im Jahre 1865 nach vollständiger Beseitigung der Sklaverei einging. Mit der Begründung dieses Organs trat Garrison auf einen Platz, der bald weiteren Kreisen, dann der gesamten Nation und schließlich der ganzen zivilisierten Welt weithin sichtbar wurde. Schon im Jahre 1831, Garrison war erst 26 Jahre alt, setzte die Legislatur des Staates Georgia einen Preis von 5000 Dollars auf die Ergreifung jenes „Fanatikers“ und „Vaterlandsverräters“, der im „Liberator“ gegen die „geheiligte Einrichtung“ der Sklaverei zu Felde zog. Das war der Beginn einer langjährigen Periode von Bedrohungen und Verfolgungen, an der sich der Mob der Straße und der Mob der Paläste, die Kirche und staatliche Behörden abwechselnd beteiligten, und zugleich der Ausgangspunkt einer Kette von Entbehrungen,

die es zehn Jahre lang von Monat zu Monat ungewiß erscheinen ließen, ob der „Liberator“ fortgeführt werden könne.

Nicht ohne staunende Rührung kann man die Beschreibung der Gründung des „Liberator“ lesen. Mit geborgten Lettern werden die ersten Nummern von Garrison und seinem Freunde Isaac Knapp selbst gesetzt. Ein Zimmer unter dem Dache mit kleinen Fenstern, das Setzersaal, Redaktionsbureau und Schlafzimmer zugleich ist, dient dem Organe, das eine weltbewegende Revolution vorbereiten will, zur Geburtsstätte. Längere Zeit leben die Partner, die täglich 14 Stunden arbeiten, vorzugsweise von Brot und Milch und einigen Früchten, in Gesellschaft einer Katze, welche die spärlichen Lebensmittel mit den jugendlichen Enthusiasten gegen zahlreiche Mäuse zu verteidigen hat. Im Märchen pflegt eine solche Ausdauer durch die Hilfe gütiger Feen plötzlich mit Überfluß und reichlicher Anerkennung belohnt zu werden. Das wirkliche Leben kennt nur die Gesetze der Kausalität und diese ließen einen raschen Erfolg völlig unmöglich erscheinen. Garrison war sich dessen auch durchaus bewußt. Die Größe des Mannes besteht eben darin, daß er die riesigen Schwierigkeiten seiner Aufgabe durchaus nicht unterschätzte und doch mit einer nie erschütterten, prophetischen Zuversicht an den endlichen Sieg seiner Sache glaubte. Von allen Arten menschlicher Größe verdient vielleicht keine mehr Bewunderung, als die siegreiche Verwirklichung einer Idee, die niemand ausführen mag und die deshalb auch niemand für ausführbar hält. Da drohen die übermächtigen Gegner mit Kerker und Schädigungen jeder Art, da warnen die wohlwollenden Gönner, da bitten die Freunde, doch von dem aussichtslosen Beginnen abzustehen, da scheint jede Stunde zu lehren, daß die Masse stumpf und träge an den ver-

fochtenen Idealen vorbei den Interessen des Tages nachrennt. Mit vollem Recht haben Garrisons Söhne Wendell Phillips und Francis Jackson in der großen vierbändigen Biographie ihres Vaters gerade diese ersten Zeiten der abolitionistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten besonders ausführlich behandelt. Durch die Wiedergabe einer großen Anzahl von Briefen, von Preßpolemiken, von Reden und Proklamationen wird der Leser bis zu einem hohen Grade in die Stimmung jener Zeit versetzt und so befähigt, zeitweilig zu vergessen, daß die Befreiung der Sklaven heute nur noch einen Stoff für die rückschauende historische Kritik bildet. Im Jahre 1831 war die Zahl derer, die ernstlich daran dachten, die Emanzipation der Sklaven in den Vereinigten Staaten durchzuführen, wie man aus allen beigebrachten Dokumenten ersieht, unendlich klein. Garrison sah bald ein, daß einer solchen Sachlage gegenüber alles darauf ankomme, das Gewissen der Nation aufzurütteln und daß dies nur möglich sei, wenn der Streit auf die volle Höhe des Prinzips gehoben würde. Er verwarf deshalb jeden Mittelweg und forderte die sofortige Freilassung aller Sklaven ohne jede Entschädigung. Sklaverei, so folgerte er, ist Sünde; kein Mensch darf zum Gegenstand des Kaufs und Verkaufs gemacht, an Menschen kann kein Eigentum erworben werden. Sklaverei kann nicht zu Recht, sondern nur durch Gewalt bestehen; Sklavenhalter zu entschädigen, wäre ebenso gerecht, wie Hehler gestohlenen Guts zu belohnen. Zugleich lehnte Garrison jedes Kompromiß ab; er verlangte für die Farbigen alle Rechte des freien amerikanischen Bürgers, nicht einen Zoll weniger. Natürlich stieß er damit auch noch die zurück, die „wenigstens in der Theorie" für die Emanzipation der Sklaven eintraten, die jedoch nur allmählich, schonend, gegen Ent-

schädigung, unter Berücksichtigung des historisch Gewordenen praktisch die Frage lösen wollten. Es war nicht lediglich, nicht einmal vorwiegend Berechnung, die Garrison antrieb, ohne jede Vermittlung gleich das letzte Ziel ins Auge zu fassen, sondern es war mehr die schwärmerische Auffassung der Menschenrechte, die, wie sie ihm seine Aufgabe als die Pflicht seines Lebens erscheinen ließ, es ihm auch unmöglich machte, in dieser heiligen Sache sich mit einer halben oder nur zögernden Lösung zufrieden zu geben. Und gerade darin lag nicht zum wenigsten der Sieg begründet. Es gibt Agitationen, die nur dann einen vollen Erfolg haben, wenn man sich auch nicht einen Deut vom Prinzip abhandeln läßt. Die Anti-Sklavereibewegung, wie eigentlich alle großen Volksbewegungen, gehörte dazu. Sie empfing ihre unbezwingliche Kraft gerade aus dem reinen Prinzip, das die ganze Nation zwang, sich für oder gegen zu erklären und das in einem vierjährigen Bürgerkriege endlich die Sklavenfesseln mit einem Ruck für immer zerbrach. Es kam hinzu, daß Garrison auch in der Form seiner Rede wie seiner Schrift alle Rücksichten beiseite setzte. Mit flammenden Worten, die dem Gegner in den Momenten höchster Erregung das Brandmal der Schande schonungslos auf die Stirn drücken, verteidigt er die Sache der geknechteten Schwarzen; er läßt keine Entschuldigung, keine Ausrede, keine Ausweichung zu; unermüdlich und unerbittlich verfolgt er sein Ziel. Es kommen Zeiten, in denen auch intime Freunde um Milde und um Schonung der Gegner bitten, und man Garrison Schuld gibt, durch sein schroffes Vorgehen der Sache, die er verficht, ernstlich zu schaden; er läßt sich nicht irre machen und vertritt immer und immer wieder das Prinzip in seiner starrsten Form. Die gepeinigten Sklavenhalter sehen denn auch in Garrison bald ihren gefährlichsten

Feind; sie erfinden das Wort Garrisonism für die schlimmste Form der revolutionären Bewegung, die sie in ihrem Eigentum an Menschenfleisch bedroht, während er den Farbigen mehr und mehr wie ein Prophet erscheint. Im Jahre 1837, als die Zahl der Anti-Sklavereigesellschaften bereits nach hunderten zählte, trat einmal bei einem großen Meeting ein ehemaliger Sklave auf und rief, auf Garrison zeigend, unter brausendem Beifall der Versammlung in gebrochenem Englisch: „Dat man is de Moses raised up for our deliverance."

Und dieser Mann, der von seinen Feinden als ein Teufel in Menschengestalt dargestellt wurde, der den Schwarzen als Erretter erschien, war daneben im Privatleben eine wahrhaft fromme, bescheidene, liebenswürdige Persönlichkeit. Miß Martineau bezeichnet Garrison als „the most bewitching personnage, I had met in the United States", als die bezauberndste Persönlichkeit, die sie in den Vereinigten Staaten kennen gelernt habe. Seine tiefe Frömmigkeit, die in einem starken Bibelglauben wurzelt, tritt dem Leser aus jedem seiner zahlreichen Briefe entgegen, aber diese Frömmigkeit war so wenig konventionell, daß er durchaus keinen Anstand nahm, der Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen, als sie aus weltlichen Rücksichten sich anschickte, auch der Sklaverei ein entschuldigendes Mäntelchen umzuhängen. Das Merkwürdigste aber in dem seltsam zusammengesetzten Charakter des Mannes war vielleicht der Umstand, daß dieser auf geistigem Gebiet so streitbare Kämpfer zeit seines Lebens der Doktrin des Non-Resistance treu blieb, jener Lehre, die die Anwendung physischer Gewalt in allen Fällen ausschließt und deshalb auch keinerlei Krieg entschuldbar findet. Als ihn 1835 in Boston ein aufgestachelter Volkshaufe ergriffen hatte, um ihn wegen seiner abolitionistischen Propaganda zu lynchen, schritt er mit dem Gleichmut eines christlichen

Märtyrers dem Tode entgegen, dem er schließlich nur wie durch ein Wunder entrissen wurde. Ich muß gestehen, daß für mich auf dieser Seite seines Wesens das Fremdartige beginnt, bei dem die Schwärmerei des Propheten die angelsächsischen Instinkte allzu sehr unterdrückt. Aber bei alledem, wie menschlich bleibt im ganzen das Bild des Mannes, wie anziehend die von kerngesundem Raisonnement erfüllte, nicht selten zu einer wahrhaft großartigen Höhe ansteigende Redeweise. Auch das Verhältnis zu seinen Freunden und Mitkämpfern ist gewinnender Art. Diese Tappan, May, Benson, Wendell Phillips, Francis Jackson, Tompson und wie sie alle heißen, sind bei aller Einfachheit höchst interessante Figuren. Sie haben alle etwas vom Puritaner an sich. Die Lehre von der Emanzipation der Sklaven wirkt bei vielen wie eine plötzliche Erleuchtung, die dann das ganze fernere Leben bestimmt. Samuel May, einer der eifrigsten Abolitionisten, schildert den Eindruck, den Garrisons Beredtsamkeit auf ihn gemacht habe, mit folgenden Worten: „Als er aufgehört hatte zu sprechen, sagte ich zu denen, die um mich saßen: ‚das ist ein von der Vorsehung ausgewählter Mann, er ist ein Prophet, er wird unser Volk im innersten aufrühren, aber er wird die Sklaverei niederwerfen. Wir müssen ihn kennen lernen, wir müssen ihm helfen. Kommt, laßt uns gehen und ihm die Hand reichen.‘“ Und dann gingen die Leute hin und legten Hand mit an, und hörten nicht eher auf, als bis alle Schwarzen befreit waren. Nicht allein Männer stießen so nach und nach in immer größerer Zahl zu der anfänglich kleinen Schar, sondern auch Frauen, deren Heldenmut in nichts hinter dem der Männer zurückstand. Prudence Crandall, die sich durch keine Niederträchtigkeit ihrer Mitbürger, weder durch Boykottierung noch durch direkte Gewaltakte davon abbringen läßt, ein Erziehungspensionat für farbige Mädchen

zu gründen, Mrs. Chapman, die in einem Meeting selbst vom wütenden Pöbel nicht eingeschüchtert wird, sind typisch für die ganze Kategorie von mutigen Frauen, die der Bewegung die wertvollsten Dienste leisteten.

Wer je für eine unpopuläre Sache eingetreten ist, der weiß, wie billig die Gründe sind, mit denen ein bequemer Opportunismus sich um die Verpflichtung herumzudrücken pflegt, dem eigenen Gewissen zu folgen. „Es ist unklug, mit dem Kopf durch die Wand rennen zu wollen"; oder — „wir allein können doch nichts ausrichten"; oder — „wir wollten schon, wenn nur die andern wollten", und wie sonst die wohlfeile Weisheit vorsichtiger Staatsbürger lautet, alles das und vieles Schlimmere wird dem nicht geschenkt, der die ungeschäftsmäßige Marotte hat, für eine Idee, die nichts einbringt, zu streiten. In Garrison lernen wir einen jener seltenen Männer kennen, der nicht bloß felsenfest an seiner Idee hängt, alles für sie zu opfern bereit ist, nie an ihrem endlichen Siege verzweifelt, sondern der auch in den schwersten Kämpfen und aller Gemeinheit und Bosheit gegenüber sich die zarteste Empfänglichkeit des Herzens und eine Unbekümmertheit des Gemüts bewahrte, die ihn bis an sein Lebensende glücklich und jung erhielten.

In der Presse und in Versammlungen unermüdlich für die Sklavenbefreiung tätig, jedes faule Kompromiß ablehnend, agitierte er nicht nur in Amerika, sondern auch in England und Schottland, wohin er verschiedene Male reiste, um durch die Stärkung der Antisklaverei-Bewegung dort der Agitation im eigenen Lande einen mächtigen Rückhalt zu geben. Natürlich war das Hochverrat in den Augen der Sklavenbarone und — jener armseligen Schreier, die zu allen Zeiten ihre krummen Rücken dem Mißbrauch der Macht zur Stütze dargeliehen haben. Es darf nicht wundernehmen, daß auch die

Kirche auf einen so rücksichtslosen Reformer schlecht zu sprechen war. Gäbe es in der protestantischen Kirche eine große Exkommunikation, so wäre Garrison ohne Gnade von ihr ereilt worden. In Ermangelung dessen suchten gelegentlich die Studenten der Gottesgelahrtheit mit wüstem Lärmen die Versammlungen zu sprengen, in denen der verhaßte Mann auftrat, der „Ungläubige". In der Tat hatte Garrison, der in einer hyperorthodoxen Umgebung aufgewachsen war, nach und nach die dogmatischen Fesseln gesprengt, die seinen Geist gefangen hielten. Aber die tiefe Frömmigkeit seines Wesens tritt nach dieser Befreiung nur um so reiner hervor. Den Dogmen der Kirche und den Büchern des alten und neuen Testaments gegenüber wahrte er sich das Recht der freien Prüfung. Buchstabengläubigkeit und Formalwesen verloren ihre Macht, so daß er auch seine Kinder nicht taufen ließ. Aber alles, was die Bibel Schönes und Gutes enthält, war in sein wahrhaft frommes Gemüt so tief eingedrungen, daß seine Reden und Schriften wie von einer apostolischen Leidenschaft erfüllt erscheinen. Und dabei diese bezaubernde Liebenswürdigkeit des Herzens. Für jedes Leid hat er ein williges Ohr, für Freunde Rat und Hilfe, für Arme eine stets offene Hand. Wohin er kommt, verbreitet er sonnige Heiterkeit. Ein zärtlicher Familienvater, ist er der Liebling aller Kinder, fremder und eigener. „Wenn wir krank waren — so berichten seine Söhne —, sorgte er für die Krankenkost mit dem Instinkt und der Aufmerksamkeit einer Pflegerin. Seine Tochter (jetzt Mrs. Henry Villard) bewahrt die erste deutliche Erinnerung an ihn, wie er einst zu ihr kam, um ihr in ihrem kleinen Bettchen den Gutenachtkuß zu geben und sagte: „Wie froh bin ich, daß mein Liebling ein so hübsches, warmes Bett und liebevolle Eltern hat. Das arme Sklavenkind ist aus den Armen seiner Mutter

gerissen. Mein Schätzchen muß deshalb ein gutes Kind sein und viel Mitleid mit den armen Sklaven haben!" — Ein solcher Mann ward verschrieen als ein „infidel of a most degraded class", als ein Ungläubiger schlimmster Sorte.

Dies Urteil einer scheinheiligen Welt änderte sich mit dem Erfolg, der nach unsäglichen Mühen und Opfern eintrat. Es kamen die Zeiten des Sezessionskrieges, die endliche Befreiung der Sklaven, die Triumphe des dann von aller Welt gefeierten Mannes und das würdige Alter des Agitators, der bis an sein Lebensende dem Grundsatz treu blieb, mit dem er als Jüngling in den Kampf eintrat: „my country is the world, my countrymen are all mankind (Mein Vaterland ist die Welt, meine Landsleute sind — die ganze Menschheit)."

Die Reihe der großartigen Triumphe begann am Schlusse des Bürgerkrieges mit einer Reise in den Süden des Landes, wo besonders die farbige Bevölkerung ihm einen enthusiastischen Empfang bereitete. In Charleston ward er von den befreiten Sklaven mit Blumen buchstäblich überschüttet, so daß sein treuer englischer Freund und Mitstreiter George Thompson ihm mit Recht sagen konnte: „Garrison, Sie begannen Ihren Feldzug im Norden angesichts fauler Eier und harter Ziegelsteine; Sie beendigen ihn in Charleston auf einem Bett von Rosen."

Garrison hatte das richtige Gefühl, daß nach dem gesetzlichen Siege der Freiheit nun auch die Instrumente, mit denen er gewonnen war, keine weitere Existenzberechtigung hätten. Er legte deshalb noch im Jahre 1865 das Präsidium der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft nieder und kündigte gleichzeitig an, daß der „Liberator" mit dem Ende des Jahres zu erscheinen aufhören werde. Seine Freunde waren

mit diesem Verzicht keineswegs sämtlich einverstanden. Speziell der um die Antisklaverei-Bewegung hoch verdiente Wendell Phillips trat in der Antisklaverei-Gesellschaft Garrison entgegen und wußte es auch durchzusetzen, daß Garrisons Antrag auf Auflösung nicht die Majorität erhielt. In der entscheidenden Versammlung hatte Garrison davor gewarnt, sich noch länger in einer besonderen Gesellschaft von der großen Masse des Volkes abzuschließen; man solle sich nicht ohne dringenden Anlaß isolieren. Phillips hatte dagegen eingewandt, sie seien lange genug isoliert gewesen und könnten die Isolierung wohl noch längere Zeit ertragen. Garrisons Antwort war charakteristisch; sie lautete: „Wenn jemand mit seinem Gott allein im Kampfe steht für Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit, so ist es sein Ruhm, allein zu stehen; wenn die Grundsätze, die ihn isolierten, aber schließlich zum Siege gelangt sind, dann scheint es mir kein Beweis von Mut oder Treue, sich der Isolierung zu rühmen.“ Und er schloß seine Abschiedsrede mit folgenden Worten: „Ich danke Euch, Ihr lieben Freunde, die Ihr mir so manches Jahr die Ehre erwiesen habt, mich zum Präsidenten der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft zu erwählen. Ich würde den Posten niemals angenommen haben, wenn er populär gewesen wäre. Ich nahm ihn an, weil er unpopulär war; weil unsere Gesellschaft allenthalben verketzert, verfolgt, geschmäht wurde. Heute ist es populär, Präsident der Amerikanischen Antisklaverei-Gesellschaft zu sein. Meine Verbindung mit ihr, als Mitglied wie als Vorsitzender, endigt deshalb. Ich sage Ihnen herzlich Lebewohl.“ Noch schwerer wurde es Garrison, sich auch von seiner Wochenschrift zu trennen, in der er 35 Jahre um die Sklavenbefreiung gerungen hatte. Es ist rührend, zu lesen, wie sich die treuesten Freunde und Mitarbeiter im Setzerraum versammeln, als die letzte Nummer

des „Liberator“ fertiggestellt wird. Garrison schreibt den Abschiedsgruß an die Leser und setzt mit eigener Hand den Schlußpassus. „Der Abend war hereingebrochen, und die kleine Gruppe stand schweigend da, um dem Schlußakt beizuwohnen. Als die Form zum letzten Mal durch den alten Yerrinton geschlossen wurde, überkam alle Anwesenden ein Gefühl des Verlustes und der Trauer. Nur Mr. Garrison bewahrte seine gewohnte Freundlichkeit und Heiterkeit.“

Das Blatt ließ ihn so arm zurück, wie er es vor einem Menschenalter begründet hatte. Erst ein Ehrengeschenk der Nation im Betrage von etwa 30000 Dollars stellte sein Alter davor sicher, daß er nicht ums tägliche Brot zu arbeiten brauchte. Er nahm das Ehrengeschenk mit derselben Würde entgegen, die alle seine Handlungen auszeichnete. Im Jahre 1867 reiste er dann nach England, wo er der Gegenstand begeisterter Huldigungen wurde. Die Stadt Edinburgh verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und alle Welt wetteiferte, ihn auszuzeichnen. Den Höhepunkt erreichten diese Huldigungen in einem Festmahl am 29. Juni 1867, bei dem unter John Brights Vorsitz die besten Männer und Frauen Englands gegenwärtig waren. John Bright hatte sich bereits an der Nationaldotation beteiligt und seinen Beitrag mit den Worten übersandt: „Ich kenne keinen edleren Mann als William Lloyd Garrison, und niemand kann es freudiger begrüßen als ich, daß er den großen Tag der Befreiung noch erlebt hat. Ich hoffe, er wird davon überzeugt sein, daß unsere geringen Beiträge zum Fonds nur schwach die Achtung und Liebe zum Ausdruck bringen, die wir für ihn hegen.“ Diese Gefühle brachte Bright bei dem Festbanquet in einer vollendeten Rede zum Ausdruck. Der Herzog von Argyll begründete darauf die Willkommensadresse, die von Goldwin Smith ver-

faßt war. Auch Earl Russell, das alte Haupt der Whigs, nahm das Wort. Am tiefsten aber wurde John Stuart Mill dem festlichen Anlaß gerecht. Er zog gleichsam die geschichtliche Moral aus Garrisons Laufbahn. „Strebe nach etwas Großem — dahin faßte er diese Moral zusammen —, strebe nach dem schwer Erreichbaren; es gibt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Donquixoterie oder des Fanatismus; hast du vielmehr erst reiflich erwogen, was du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist du fest überzeugt, das Rechte zu tun, so gehe vorwärts wie Mr. Garrison, selbst auf die Gefahr hin, in Stücke zerrissen zu werden von denselben Männern, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird. Kämpfe mit aller Kraft gegen jedwedes Hindernis, einerlei wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die dich unterstützen. Bist du im Recht, so wird die Zeit schon kommen, da die kleine Gefolgschaft zu einer großen Menge anschwellen wird .... Die andere Lehre, die sich aus unseres Freundes Leben ziehen läßt, ist diese: Strebst du nach etwas Edlem und erreichst du es, dann wirst du gewöhnlich noch vieles andere gleichzeitig mit erreicht haben. Hundert andere gute und edle Dinge, an die du gar nicht gedacht hast, werden nebenbei erreicht sein, und zwar um so sicherer, je schärfer und aufregender der Kampf war, welcher dem Siege voran ging. Herz und Gemüt eines Volkes werden niemals bis zum Grunde aufgewühlt, ohne daß diese Bewegung mannigfache Frucht brächte. . . . Die ganze Intelligenz der Vereinigten Staaten ist gezwungen worden, über die fundamentalen Fragen der Gesellschaft

und des Staates nachzudenken; die neuen Probleme, die jetzt zu lösen, die neuen Schwierigkeiten, denen jetzt zu begegnen ist, haben bereits eine neue Gedankenbewegung hervorgerufen, sodaß die Nation vermutlich auf lange Zeit hinaus vor der schrecklichsten Gefahr eines völlig geordneten Zustandes im Staat und in der Welt der Meinungen gesichert ist, — vor der intellektuellen und moralischen Stagnation."

Ich widerstehe nur schwer der Versuchung, Garrisons große und liebenswürdige Charakterzüge auch noch in seiner interessanten Korrespondenz (mit Harriet Martineau, Mrs. Chapman, Mazzini, Mrs. Beecher-Stowe und unzähligen anderen) zu verfolgen.

Es entspricht durchaus der Harmonie seines ganzen Wesens, daß Garrison bis an sein Lebensende sich und seinen Grundsätzen bis ins kleinste treu blieb. Er trat für alles ein, was ihm vernünftig und gut erschien; er half den Frauen in ihren Kämpfen um Gleichberechtigung und den Freihändlern in ihrem Kampfe gegen protektionistische Ausbeutung. Sein letztes öffentliches Auftreten — kurz vor seinem Tode — war ein kraftvoller Protest gegen die demagogische Manier, in der Blaine, der spätere Staatssekretär, die Chinesenfrage behandelte. Garrison nahm sich der Chinesen so warm an, wie seinerzeit der Schwarzen.

In Boston steht heute Garrisons Monument. Seine Söhne haben ihm ein biographisches Denkmal errichtet, das wertvoller ist als Erz und Stein.

Heinrich Rickert.

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen!
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen,
Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an!

Es wird schwerlich ein passenderes Epitaph für Heinrich Rickert zu finden sein als dieser Spruch aus Goethes venetianischen Epigrammen. Nie gab es einen redlicheren Politiker, und die Humanität war der Leitstern seines politischen Wollens. Das Volk zu betrügen, um es leichter beherrschen zu können, der Gedanke lag ihm so fern, daß viele Heinrich Rickert für naiv hielten, während er nur reinen Herzens war und von jener edleren Klugheit, die gemeine Mittel verschmäht, weil diese schließlich doch nur zu Erfolgen führen, die des Schweißes der Edlen nicht wert sind.

Rickert gehörte zu jenen Politikern, die mit dem Herzen Politik treiben, und die deshalb auch durch keinerlei Enttäuschungen von der Erfüllung öffentlicher Pflichten abzuschrecken sind. Die Bedeutung solcher Männer für das öffentliche Leben wird außerordentlich unterschätzt. Wer da weiß, was es in der Politik heißt, die Satten und Faulen

und Feigen zum Bekennen und nun gar zum Betätigen ihrer Überzeugung zu bringen, wer die tausend Ausflüchte kennt, mit denen der sogenannte gute Bürger sich um die Erfüllung der öffentlichen Pflichten herumzudrücken pflegt, der nur kann den Verlust eines Mannes voll würdigen, welcher niemals müde wurde, anzuregen und aufzumuntern, die Lässigen zu schelten, den Zaghaften Mut einzuflößen und immerfort durch sein eigenes Beispiel zu erhärten, daß es eine Schande sei, an dem endlichen Sieg einer als gut erkannten Sache zu verzweifeln. Rom war nie größer als in jenen Tagen, da der Senat den aus entsetzlicher Niederlage heimkehrenden Feldherrn lobte, quod de republica non desperasset, weil er am Staate nicht verzweifelt hätte. Der moralische Mut, der dazu gehört, eine Sache nicht zu verlassen, die allen Kleinmütigen und allen Superklugen aussichtslos erscheint, ist selten. Rickert besaß gerade diesen Mut im höchsten Maße. Ein glückliches Temperament hatte ihn zum Optimisten geschaffen. Dieser Optimismus befähigte ihn auch zur politischen Führerschaft. Sein redlicher Wille und dieser nie versagende Optimismus rissen selbst manchen kühlen Skeptiker mit in den Kampf, dem der kritische Verstand jeden Tag zuredete, sich lieber jenen zuzugesellen, die wohlgelitten sind, weil sie der herrschenden Macht niemals durch Eifer für das allgemeine Wohl unbequem werden.

Welch eine politische Elitetruppe war es, die sich anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts um Rickert als Führer sammelte! Der größte Teil ist Heinrich Rickert in das Schattenreich vorangegangen. Lasker und Kapp, Forckenbeck und Bunsen, Stauffenberg und Bamberger, Braun und Siemens und wie viele andere, die jedem Parlament zur Zierde gereichen würden. Viele, vielleicht die

meisten unter den Genannten, waren Rickert an Weite der Bildung überlegen, aber dennoch war er in höherem Grade der Führer der Partei als irgend einer von ihnen. Lasker, der Rickert trotz großer intellektueller Unterschiede doch als Politiker, seiner ganzen Anlage nach, am meisten verwandt war, stand damals, bereits geistig gebrochen, am Ende seiner Laufbahn, und so wurde Rickert die bewegende Kraft der Partei. Ihm kam dabei eine seltene und wertvolle Eigenschaft zu Hilfe. Er besaß in ungewöhnlichem Maße ein instinktives Verständnis für die Unterströmungen der öffentlichen Meinung, für das, was in der Seele des Volkes sich langsam vorbereitet. „Rickert hat eine feine Nase für den Erdgeruch“, pflegte Ludwig Bamberger zu sagen. Diese Eigenschaft befähigte ihn auch, auf verborgene Klippen im politischen Fahrwasser oft schon zu einer Zeit aufmerksam zu machen, da viele seiner Freunde noch nichts Gefährliches entdeckten.

Rickert gehörte nicht zu den bequemen Menschen, die weder an andere noch an sich selbst große Anforderungen stellen. Er verlangte von andern viel und tat es unausgesetzt, aber er selbst leistete und opferte mehr. Deshalb konnte ihm auch niemand auf die Dauer böse sein. Was er von andern forderte, verlangte er nicht für sich, sondern für die Allgemeinheit. Seine Selbstlosigkeit ist auch von seinen schärfsten politischen Gegnern nie in Zweifel gezogen worden. Wie unermüdlich war er, wenn es galt, anderen zu helfen! Ob es sich um das Schicksal eines kranken Postboten, oder um eine Anerkennung für einen verdienten Büreaubeamten, oder um die Wahrnehmung der Rechte eines zurückgesetzten Lehrers, oder um die Rückgängigmachung eines Ausweisungsbefehls gegen einen russischen Juden, oder um was sonst handelte, man konnte stets

auf seine Hilfsbereitschaft zählen. Er scheute sich nicht, von Pontius zu Pilatus zu laufen und sich durch Besuche bei Geheimräten und Ministern allerlei törichten Verdächtigungen auszusetzen, wenn er hoffte, einem armen Teufel zu seinem Rechte verhelfen zu können.

Dieses starke Gefühl für Recht und Billigkeit, das ihn zum Freunde aller Unterdrückten machte, bestimmte ihn auch dazu, die nicht gerade dankbare Rolle eines Führers im Kampfe gegen den Antisemitismus zu übernehmen. Die „Judenschutztruppe", die er organisierte, war von Anfang an als ein Rechtsschutzverein gedacht, dazu bestimmt, das große Prinzip staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit intakt zu erhalten. Dieselbe Herzenswärme, die ihn veranlaßte, sich allem Hohn und Spott zum Trotz für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden mit seiner ganzen Persönlichkeit einzusetzen, machte ihn gleichzeitig zum Vorkämpfer der Frauenrechte. Die letzte Rede, die er kurz vor seinem Tode — ärztlichem Verbot zum Trotz — im Reichstage hielt, war ein Plaidoyer für ein Vereins- und Versammlungsrecht, das auch den Ansprüchen der Frauen gerecht wird.

Rickert hat dem Parlament ein volles Menschenalter ununterbrochen angehört, dem Preußischen Abgeordnetenhause seit 1870, dem Deutschen Reichstage seit 1874. Obschon als Leiter der „Danziger Zeitung" in einem anstrengenden Privatberuf und von 1876—1878 als Landesdirektor der damals noch nicht getrennten Provinzen Ost- und Westpreußen tätig, bildete doch die parlamentarische Arbeit recht eigentlich den Mittelpunkt seines gesamten Wirkens. Er war in des Wortes bester Bedeutung ein Berufsparlamentarier, das heißt ein Mann, der es mit seinen parlamentarischen Pflichten bitter ernst nahm. Wenn er einmal fehlte, so waren es gewiß triftige Gründe, die ihn fern hielten, und

so lange er anwesend war, begnügte er sich nicht damit, dieser oder jener Vorlage eine gelegentliche Aufmerksamkeit zu schenken, sondern er bekümmerte sich um alles, um eine Petition, die ihm gerechtfertigt erschien, ebenso eindringlich, wie um den Reichshaushaltsplan. In unzähligen Kommissionen hat er gewirkt, unzählige Male hat er im Plenum das Wort ergriffen. So unermüdliche parlamentarische Arbeiter werden nicht immer geduldig angehört. Es ist dankbarer, seltener zu reden und, was man zu sagen hat, durch Witz und Sarkasmen pikant zu machen. Rickerts rednerische Stärke lag dagegen im Pathos. Sein Patriotismus und seine Gesinnungstreue waren goldecht, das wußten auch widerwillige Zuhörer. Das Pathos wird in allen Parlamenten der Welt seltener, die geschäftsmäßige Behandlung verdrängt den Schwung der Rede. Dabei ist es äußerst wohlfeil, den zu verspotten, der, „töricht genug, sein volles Herz nicht wahrt". Auch gegen solchen Spott war Rickert gefeit. Vielleicht ist es die stärkste Probe auf echte Charakterfestigkeit, ob ein Mann, der im öffentlichen Leben steht, auch dem bittren Spott Gleichmut entgegen zu setzen vermag. Haß und Beleidigungen werden viel leichter ertragen. Aber die Sache, die man für gut und gerecht hält, verspottet zu sehen und doch das Gleichgewicht der Seele nicht zu verlieren, erfordert große Charakterstärke, und ohne solche Charakterstärke wird in der Politik kein wichtiger Erfolg errungen. Denn es gibt nichts Wertvolles im öffentlichen Leben, das nicht erst durch eine Periode der Verspottung hindurch muß, ehe es zur Anerkennung gelangt. Rickert war sich dessen, speziell bei seinem unermüdlichen Eintreten für die Erweiterung der Frauenrechte, auch völlig bewußt. Aber sobald sein starkes Pflichtgefühl ihn vorwärts trieb, da scheute er vor nichts zurück.

Und so viel Redlichkeit, so viel Fleiß, so viel moralischer Mut, so viel Humanität! Was haben diese seltenen Eigenschaften an greifbaren Erfolgen gezeitigt? Es würde gewiß nicht schwer sein, eine Anzahl gesetzgeberischer Akte ausfindig zu machen, die durch Rickerts Arbeit wirksam beeinflußt worden sind. Er hat an manchem Gesetze mitgearbeitet, das auch durch die reaktionäre Flut der beiden letzten Jahrzehnte nicht weggewaschen werden konnte. Aber wenn es in der Politik nur auf die positiven Leistungen ankäme, so wäre die schließliche Ausbeute dieses arbeitsreichen Lebens doch nur gering. Schädliches zu hindern, ist aber in der Politik genau so verdienstvoll, wie Nützliches zu schaffen, und wenn man das Schädliche nicht hindern kann, so ist es schon von Wichtigkeit, dagegen anzukämpfen. Das politische Leben eines Volkes erschöpft sich eben nicht in dem, was schwarz auf Weiß nach Hause getragen wird; es ist vielmehr das Gesamtresultat aller Energieäußerungen, die auf das öffentliche Leben Bezug haben. Politik ist vor allem Volkserziehung, und der Wert politischer Ideen ist nicht nach den äußeren Erfolgen zu bemessen, sondern nach der erzieherischen Kraft, die in ihnen steckt. Rickerts Liberalismus war durchtränkt von dieser Überzeugung; daher auch seine warme Vorliebe für alle Erziehungsfragen, sein unausgesetztes Eintreten für eine Erhöhung der Volksbildung und sein warmes Interesse für die Volksschullehrer. Die intellektuelle und moralische Kräftigung des Volkscharakters, das war der letzte Zielpunkt aller seiner Bestrebungen. Selbst den Kampf gegen die Schutzzöllnerei führte er vornehmlich unter diesem Gesichtspunkte.

Seine nächsten politischen Freunde, die sich in der Freisinnigen Vereinigung zusammenfanden, haben noch ganz besondere Ursache, Rickerts Tod zu beklagen. Er

bildete den unersetzlichen Mittelpunkt eines Kreises von Männern, die nicht nur seine politischen Ideen teilten, sondern durch den Elan seines Willens immer aufs neue angeregt wurden. Selbst in den letzten Jahren seines Lebens, als er von der alten Frische bereits viel eingebüßt hatte, war er als Ansporner noch fast der Alte geblieben.

Die Welt ist undankbar, am undankbarsten gegen diejenigen, die reinen Herzens sind. Unter dieser Undankbarkeit hat auch Heinrich Rickert zu leiden gehabt, aber das hat ihn weder verbittert noch entmutigt. Er war schließlich doch ein glücklicher Mensch.

Theodor Mommsen.

Ein großer nationaler Besitz ist uns Deutschen mit dem Tode **Theodor Mommsens** genommen. Als der Allbezwinger dem Unermüdlichen die Knochenhand aufs Herz legte, stand Mommsen schon hart an der Schwelle des siebenundachtzigsten Lebensjahres; und er zahlte wie jeder Sterbliche dem Greisenalter seinen Tribut. Was er der Wissenschaft geben konnte, war nur noch eine Nachlese. In unerschöpflicher Fülle hatte er zwei Menschenalter hindurch immer neue Früchte tiefgründigen Gelehrtenfleißes der Menschheit dargereicht. Goldene Früchte auf silberner Schale. Selbst im hohen Greisenalter versiegten nicht alle schöpferischen Quellen dieser reichen Natur. Die kraftvolle Art, mit der er in den letzten Jahren seines Lebens zu bedeutsamen Fragen der Zeit Stellung nahm, zeigte klar genug, daß der Feuergeist unter dem schneeigen Scheitel noch immer tätig war. Aber er selbst empfand es bitter, daß die Schaffenskraft allmählich erlahmte. So durfte man nicht mehr viel von ihm erwarten. Die Werke seines Geistes aber sind seit lange ein dauernder Besitz unserer Nation.

Wenn große Männer für ihr Volk nur durch ihre Leistungen Bedeutung hätten, so brauchte der Verlust eines Mannes wie Theodor Mommsen, dessen reiche Lebensarbeit im wesentlichen abgeschlossen war, nur an dem Maßstab der Pietät und Dankbarkeit gemessen zu werden. Aber die na-

tionale Bedeutung führender Geister liegt nicht nur in dem, was sie erdacht, gewirkt und erarbeitet haben, sondern nicht minder in ihrer Persönlichkeit. Theodor Mommsen gehörte zu jenen großen Gelehrten, mit deren Namen auf dem ganzen Erdenrund die Vorstellung von dem Primat deutscher Wissenschaft verknüpft wurde. Er war in einem gewissen Reiche des Geistes der anerkannt Erste. Seine wissenschaftliche Autorität war ein Teil des deutschen Ruhmes, und Unzählige, die von der Tragweite seiner Arbeiten nur eine unklare Vorstellung hatten, empfanden bei dem bloßen Klange des Namens Theodor Mommsen Respekt vor dem Lande, das ihn sein eigen nannte. Das Leben eines solchen Mannes ist ein köstlicher Besitz für sein Volk. So lange es hieß: Deutschland besitzt einen Helmholtz, einen Virchow, einen Mommsen, erkannte man willig Deutschland die Führung im Reiche der Wissenschaften zu. Jetzt, da auch der letzte der Allergrößten von uns genommen ist, schließt eine Glanzperiode unserer nationalen Geistesgeschichte ab, und Deutschland muß sich seine Vorherrschaft auf wissenschaftlichem Gebiet aufs neue erkämpfen.

Theodor Mommsen war eine Persönlichkeit im Sinne des Goetheschen Worts, das diesen Begriff mit dem höchsten Glück der Erdenkinder verknüpft. Das empfanden alle, die ihm näher traten, aber es ahnten auch die, welche ihn nur vom Hörensagen kannten. Von dem Typus eines deutschen Professors hatte er im Äußern manches, dem Charakter nach wenig. Immer aufs neue trat der Kämpfer hervor, und in dieser eigenartigen Mischung feurigen Temperaments und minutiösen Gelehrtenfleißes lag der ganz besondere Reiz seiner Individualität. Die rücksichtslose Wahrheitsliebe, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten leitete und vor keiner Autorität, vor keiner feststehenden Ansicht Halt machen

ließ, trieb ihn auch immer wieder von Zeit zu Zeit aus der Stille der Studierstube auf das Forum hinaus, um dort an allen Geistesschlachten seines Volkes mitkämpfend teilzunehmen. Ungleich jenen Gelehrten, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten zum erwünschten Vorwand nehmen, um sich der politischen Betätigung zu entziehen, war er stets bereit, seinen großen Namen und sein scharfes Wort auch in den Dienst der Partei zu stellen, die er für Freiheit und Humanität streiten sah. Sobald er aber eingriff, konnte man sicher sein, daß er nicht auf jener Seite stand, die sich der Gunst der Mächtigen erfreute. Er hat es vielmehr zeit seines Lebens den herrschenden Gewalten außerordentlich schwer gemacht, ihn mit jenen äußeren Ehren und Auszeichnungen zu bedenken, denen ein Mann von seinem Verdienst nur schwer entgeht. Das eine glückte ihm allerdings, daß dem schlichten Professorentitel kein geheimrätlicher Zusatz noch auch der Titel Exzellenz beigefügt wurde. Aber um zahlreiche Orden ist er nicht hinweggekommen. Er trug sie selten, jedoch mit Gelassenheit und Würde. Geistreiche Würde ohne Steifheit zeichnete ihn überhaupt aus.

Wer ihn nur in der Haltung kennen gelernt hat, in der ihn die kleine bekannte Statuette von Pracht zeigt, in einen Pelz vergraben, mit Büchern unterm Arm, das Haupt etwas vorgebeugt, das scharf geschnittene Gesicht von einem Schlapphut überschattet, unter dem die langen weißen Haare hervorquellen, der konnte in diesem in sich gekehrten Passanten nicht leicht den geistvollen Plauderer vermuten, der in einer angeregten Tafelrunde Frauen und Männer durch seine Unterhaltung entzückte. Anregender Geselligkeit sehr zugetan, entzündete sich sein Temperament gern und leicht an dem Witz der Tafelgenossen. Die Stunden, die ich vor Ludwig Bambergers gastlichem Kamin in der Margarethenstraße mit

Theodor Mommsen, Otto Gildemeister und Franz von Stauffenberg zugebracht habe, sind für mich unvergeßlich. In diesem Kreise konnte sich Mommsen völlig gehen lassen, und Sarkasmen, begleitet von einem eigentümlichen, trocknen Lachen, würzten reichlich seine Rede. Ludwig Bamberger war ein ähnlich gearteter Geist, und beide Männer verband eine enge Freundschaft. Als Bamberger seinen siebzigsten Geburtstag feiern konnte, widmete ihm Mommsen in der „Nation" tief empfundene ehrende Worte, und wahrhaft ergreifend war der Abschied, den der große Forscher von seinem toten Freunde nahm. Die Leiche war in Bambergers Arbeitszimmer aufgebahrt. Als Mommsen sich erhob, um den Scheidegruß zu sprechen, holte die Uhr auf dem Kamin, die so manche geistreiche Plauderstunde mit ihrem melodischen Ticktack begleitet hatte, aus, um die zehnte Stunde zu schlagen. Es war, als ob die Leidtragenden eindringlich daran erinnert werden sollten, daß die Lebensstunde vollendet sei. Dann sprach Mommsen schlichte Worte rührender Freundschaft mit einer Ergriffenheit, die den Anwesenden Tränen in die Augen trieb. Als er seine Rede vollendet hatte, brach er auf einem Stuhl am Fußende des Sarges zusammen, vergrub das Gesicht in beide Hände und schluchzte. Welch eine Huldigung für Ludwig Bamberger, diese Tränen!

Zu Mommsens siebzigstem Geburtstag hat einst Theodor Gomperz eine meisterliche Charakteristik des großen Gelehrten in der „Nation" gegeben, und die Vielseitigkeit seines Geistes nach einem bekannten Macaulayschen Wort mit dem Rüssel des Elefanten verglichen, der gleich geschickt ist, eine Stecknadel vom Boden aufzulesen und einen Baum des Urwaldes zu entwurzeln. Unermeßlich nannte Gomperz in jenem Essay Mommsens Forschertätigkeit. Der Versuch einer annähernd erschöpfenden Aufzählung seiner Werke, so meinte er, würde

gar bald an der Ermüdung des Lesers scheitern, während jedes zusammenfassende Urteil fast notwendig auf achselzuckenden Unglauben stoßen müsse. „So genüge denn die Bemerkung, daß Mommsen, selbst was den bloßen Umfang und die Vielseitigkeit seiner Gelehrten-Schriftstellerei betrifft, von keinem seiner Pairs in alter und neuer Zeit übertroffen worden ist, nicht von Scaliger oder Casaubonus, nicht von Boeckh oder Salmasius. Kritische Textausgaben einzelner Schriftsteller sowohl als ganze Quellengebiete, zumal der juristischen, Emendationen zu den verschiedensten Autoren, Erörterungen jeder Art von antiquarischen Fragen drängen einander. Heute fesselt der staatssozialistische Versuch des Kaisers Diokletian, die Schaffung eines Preismaximums für alle Warengattungen, morgen die Örtlichkeit der Teutoburger Schlacht seine Aufmerksamkeit. Hier verlangt die halbverkohlte Registratur eines pompejanischen Bankiers, dort eine Sammlung von Gladiatorenmarken oder ein Militärdiplom aus Siebenbürgen Deutung und Herstellung. Einmal liefern Erztafeln, welche das Stadtrecht zweier spanischen Städte enthalten, ein andermal eine den Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus verewigende riesenhafte Steininschrift aus Angora in Kleinasien Stoff zur Betätigung kritischen Scharfsinns und zu weitreichenden historischen Folgerungen. Den geradezu zahllosen Einzelabhandlungen stehen umfassende Bearbeitungen ganzer Disziplinen zur Seite, so neben dem numismatischen Hauptwerk über das ‚Römische Münzwesen' die ‚Römische Chronologie' und das zugleich vielbändige und von tiefster Originalität gesättigte ‚Römische Staatsrecht'."

Das Gebiet dieses Riesenfleißes erscheint so ausgedehnt wie das einstige Römerreich. Ein ungeheures Tatsachenmaterial wurde insbesondere durch die Sammlung lateinischer

9*

Inschriften unter Mommsens Führung beschafft, gesichtet, kritisch geordnet. Echtes war vom Unechten zu scheiden, Textlücken zu ergänzen, und daneben handelte es sich darum, auch den geographischen, historischen, antiquarischen Gewinn aus dem neugewonnenen Urmaterial in monographischen Darstellungen auszuschöpfen. Aber der Spürsinn des antiquarischen Entdeckers wurde nie dauernd vom Detail festgehalten. Er gewann stets den Weg zurück zu den Zusammenhängen des Kulturlebens. Er trug die Gelehrsamkeit nicht als eine drückende Last, sondern als eine Waffe im Kampfe der Geister. Der Altertumsforscher erwies sich zugleich als glänzender Geschichtsschreiber. Als vor nahezu einem halben Jahrhundert Mommsens „Römische Geschichte“ erschien, wirkte dies modern geschriebene Werk geradezu revolutionär. Alte gelehrte Perückenstöcke fielen beinahe in Ohnmacht ob dieser „im schlechtesten Zeitungsstil“ — pessimo actorum diurnorum stilo — geschriebenen Bände. Von den plutarchischen Helden wurde ein Schulstaub von Jahrtausenden abgeklopft, der gefeierte Cicero als ein seichter Schwätzer, der große Pompejus als subalterner Unteroffizier behandelt. Wie vertrug sich das mit der antiquarischen Würde! Dieser subjektiven Darstellung gegenüber gerieten die ältesten Vorstellungen ins Wanken. Wo man gewöhnt war, pedantische Trockenheit ihr Wesen treiben zu sehen, stieß man plötzlich auf eine bezaubernde Frische und Ungezwungenheit des Ausdrucks. Hier wurde eine reiche Quelle der Belehrung gleichzeitig zu einer Quelle des Genusses. Mommsen hat die römische Geschichte ganz modern behandelt. Er hatte begriffen, daß die Schatten der Vergangenheit uns nie Rede stehen werden, wenn wir sie nicht mit unserm eigenen Blute tränken.

Mommsen war nie der trockene Gelehrte. Jahrzehnte

hindurch ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, trug doch keine seiner literarischen oder rednerischen Kundgebungen den Stempel akademischer Langweiligkeit. Seine Reden zur Begrüßung neuer Akademiemitglieder und seine Gedächtnisreden sind erfüllt von Esprit; in ihrer Knappheit wahre Kabinettstücke scharfer Charakteristik, in jener meisterhaften Art, wie er Plutarch im fünften Bande seiner „Römischen Geschichte“ gezeichnet hat.

Der Charlottenburger Antiquar, wie er sich einst in einem Telegramm an den Kaiser nannte, war auch in der allermodernsten Literatur zu Hause wie wenige. Ich besitze noch eine Postkarte aus dem letzten Jahre seines Lebens, in der er mich auf die kürzlich erschienenen Gedichte einer mir bis dahin gänzlich unbekannt gebliebenen jungen Frau aufmerksam machte und sie zur Besprechung in der „Nation“ empfahl. Daß er selbst einst mit Theodor Storm den Weg zum lyrischen Parnaß eingeschlagen und Carduccis Verse ins Deutsche übertragen hatte, daran erinnerte er sich ebenso gern wie an seine Tätigkeit als Zeitungsredakteur.

Die Verbindung mit der Presse hat er niemals ganz verloren, und die „Nation“ kann sich rühmen, ihn immer wieder von Zeit zu Zeit dazu verlockt zu haben, pessimo actorum diurnorum stilo sich an der Diskussion brennender Tagesfragen zu beteiligen. In Nr. 11 des ersten Jahrgangs, vor fast zwanzig Jahren, legte er eine Lesefrucht auf den Studiertisch des Herrn von Kardorff. Er knüpfte an ein damals gerade in Afrika am Fuße des Auresgebirges in Timghad, der römischen Stadt Thamugadi gefundenes Reglement eines Statthalters von Numidien aus der Zeit des Kaisers Julianus an, um daraus einen Pfeil gegen den Bimetallismus des Herrn von Kardorff zu schnitzen. Mommsen hat der „Nation“ sein Interesse in den sämt-

lichen zwanzig Jahren ihres Bestehens nie entzogen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode bekundete er es durch eine mir zur Veröffentlichung gesandte Notiz über die Echtheit des Silberschatzes von Boscoreale.

Was Mommsen mit der „Nation" verband, war die Politik. Der Historiker, der dem staatsmännischen Genie Julius Cäsars ein unvergängliches, literarisches Denkmal gesetzt hat, konnte an den politischen Ereignissen seiner Zeit nicht stumpf und gleichgültig vorübergehen. Seine subtilen Untersuchungen über das altrömische Strafrecht hatten sein Interesse an den Mängeln unserer Strafrechtspflege nicht erstickt. Er ging nicht unter in der Weisheit der Pandekten. Es ist nicht einmal richtig, daß er als wissenschaftlicher Grandseigneur die Tagespolitik nur von oben herab begönnert hätte. Er ergriff vielmehr sehr entschieden Partei; er wartete auch nicht auf eine ideale politische Partei, der er sich zurechnen würde, wenn sie jemals kommen sollte. Er trat einer jener Parteien bei, die in der Wirklichkeit und nicht bloß in der Vorstellung existieren. Daß es die Partei der Freisinnigen Vereinigung war, darauf durfte diese stolz sein. Als ihm der Vorstand des Wahlvereins der Liberalen zum achtzigsten Geburtstag ein Glückwunschschreiben sandte, antwortete Mommsen:

„Sagen Sie es unserm Verein, wie dankbar ich Ihnen allen bin und bleibe für Ihre freundlichen Worte .... Zum Volksvertreter hat mich Gott nicht geschaffen und nur die Not gemacht, aber ein guter Bürger denke ich gewesen zu sein und zu bleiben. So lassen Sie mich auch ferner einer der Ihrigen sein."

Er ist stets einer der unsrigen geblieben. Er erschien gelegentlich auf unseren Parteitagen, zum letztenmal im Dezember 1902, nachdem der Rechtsbruch des Antrags Kardorff

eben erfolgt war. Als die ehrwürdige Erscheinung unsern Sitzungssaal betrat, erhob sich die Versammlung und applaudierte. „Klatschen Sie nicht, meine Herren, es ist jetzt keine Zeit zum Beifallklatschen,“ rief er in den Saal, und alle verstummten. An jenen Parteiverhandlungen nahm er dann auch rednerisch Anteil und lieh seiner tiefen, sittlichen Entrüstung über das im Reichstag durch die Mehrheitsparteien Geschehene Worte von hinreißender Wirkung. Es war keine rasch vorübergehende Empfindung gewesen, die ihn zu dieser demonstrativen Beteiligung an unsern Protesten veranlaßt hatte. Kurz darauf erschien in der „Nation“ sein Aufsatz: „Was uns noch retten kann“. Eine Kundgebung, die das denkbar größte Aufsehen hervorrief. Es war jener Artikel, der die Frage des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie erörterte und den Satz enthielt:

> „Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als pestverdächtig zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen.“

Dieses politische Epigramm hat programmatische Bedeutung erlangt. Unsere politischen Gegner haben Zweifel zu erregen versucht, ob Mommsens damalige Kundgebung eine spontane gewesen sei. Ich bin in der Lage, dafür einen vollgültigen Beweis zu liefern, indem ich einen Brief zum Abdruck bringe, den Mommsen unter dem 7. Dezember 1902 an mich richtete. Ich gebe ihn faksimiliert wieder, da es manchen Leser interessieren wird, die Handschrift des Fünfundachtzigjährigen kennen zu lernen.

THEODOR MOMMSEN
CHARLOTTENBURG
March-Strasse 8.

Lieber Freund,

Würden Sie es zweckmäßig finden eine
Aktion in die Wege zu leiten, daß die
schlimmen Eigenschaften der Sozialdemokratie,
damit aber ihre Tüchtigkeit, ihre Opferwilligkeit,
ihr Eintreten den Schwachen und den
Bedrängten gegenüber mit anderen sehen? ich
bin vorgestellt worden, daß es geboten ist
unsere Presse mit der sozialdemokratischen
zu identificiren; natürlich schreibt der ...

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Th. Mommsen

9. 7/12 1902

Welch regen Anteil Theodor Mommsen in den Kämpfen gegen das Zedlitzsche Schulgesetz und später gegen die lex Heinze nahm, ist noch in aller Gedächtnis. Sobald die künstlerische oder wissenschaftliche Freiheit in Gefahr geriet, durfte man sicher darauf rechnen, daß Mommsen als einer der ersten ins Gewehr trat. Daneben erfüllte ihn der

lebhafte Wunsch, das Verhältnis Deutschlands zu den anderen großen Kulturvölkern vernünftiger und besser zu gestalten. Er wollte das Recht gewahrt wissen, auch die politischen Verfehlungen andrer Völker gegen die Humanität eindringlich zu kritisieren. Ein Recht, das er selbstverständlich auch andren Völkern Deutschland gegenüber zugestand. Aber er wollte dieses Recht nicht in kleinlicher und gehässiger Weise ausgeübt sehen. Chauvinismus und nationale Renommisterei waren ihm ein Greuel. Wie gar viele andere kontinentale Freunde der englischen Nation erfüllte ihn der Krieg Englands gegen das kleine, tapfere Burenvolk mit tiefem Schmerz, und er hielt mit seinen Empfindungen nicht hinter dem Berge. Aber er hoffte stets, daß die eingetretene Entfremdung zwischen Deutschland und England nur eine vorübergehende sein werde. Kaum war der Burenkrieg beendet, als ihn bereits der Gedanke beschäftigte, eine Aussöhnung herbeizuführen. Der Appell eines Deutschen an die Engländer, den er 1903 im Oktoberheft der „Independent Review“ veröffentlichte, war nur die späte Verwirklichung eines schon fünfviertel Jahr vorher gefaßten Planes. Es handelte sich damals um eine kombinierte Aktion, an der sich Deutsche, Engländer, Amerikaner und Franzosen beteiligen sollten. Man hoffte zunächst aus jeder dieser vier Nationen einen hervorragenden, in der ganzen Welt bekannten Mann für eine Kundgebung zu gewinnen, als deren Grundakkord die Mahnung zur Einstellung der gegenseitigen Preßverhetzung gedacht war. Zur Mitwirkung an der Ausführung dieser Idee war, außer Mommsen für Deutschland, bereits einer der ersten Männer Englands und ein Amerikaner von Weltruf gewonnen. Mommsen sollte beginnen. Er schrieb den Aufruf und derselbe war schon gesetzt, als der Besuch der Burengenerale in Deutschland die Stimmung

verdarb und die Verwirklichung der Idee unter den eingetretenen Mißverständnissen unzeitgemäß schien.

Daß Mommsen zu Sarkasmen sehr geneigt war, bebezeugen gar manche Anekdoten, aber ungleich vielen anderen großen Männern war er weder eitel noch empfindlich. Einen Widerspruch, der gut motiviert war, vertrug er durchaus. Ich kann hierbei aus eigener Erfahrung sprechen. Im Jahre 1898 nach dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges hatte eine große internationale Revue bei einer Anzahl bekannter Männer eine Umfrage gehalten, wie sie zu diesem Kriege ständen. Auch Mommsen hatte sich geäußert. Der deutsche Vertreter der Revue war sehr glücklich über diesen Erwerb, denn Mommsens Äußerung war so pointiert, daß sie das größte Aufsehen machen mußte. Er zeigte mir den bereits fertiggestellten Korrekturabzug. Ich mußte ihm recht geben, daß es journalistisch betrachtet ein Leckerbissen sei, aber die Amerikaner waren damals wenig geneigt, eine vielleicht an sich gerechtfertigte, aber sehr scharfe Kritik ihres Vorgehens gegen Spanien gleichmütig entgegenzunehmen. Aus dem Munde eines von ihnen so verehrten Mannes wie Mommsen würde das Urteil des großen Geschichtsforschers in den Vereinigten Staaten außerordentlich verstimmend gewirkt haben. Ich unternahm es, Mommsen diese Bedenken zu unterbreiten. Er ließ dahingestellt, ob sie berechtigt seien, aber da ich auf Grund der denkbar besten Informationen über die Stimmung in Amerika gehandelt hatte, so erklärte er sich damit einverstanden, daß sein Artikel nicht erschien. Meine Intervention hat er mir niemals nachgetragen.

„Dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen.“ Dieses Wort stammt von Theodor Mommsen; ihm hat er nachgelebt. Der Grundsatz schließt Eigensinn

und kleinliche Rechthaberei aus. Ein glühender Patriot, war er stets bereit, auch die Verdienste anderer Völker um die Kultur anzuerkennen. Er glaubte, kein guter Deutscher sein zu können, wenn er sich nicht auch als Weltbürger fühlte. Das wußte man auch außerhalb Deutschlands. So war denn auch die Klage um den Toten universell, wie es die Werke des Lebenden waren. Es gab keine humanistische Arbeitsstätte auf Erden, in der nicht ein Empfinden dafür rege geworden wäre, daß die Welt seit dem 1. November 1903 um einen großen Mann ärmer ist.

Alexander Meyer.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Lieber Freund!

Sie haben es sich als eine besondere Gunst ausgebeten, daß „Die Nation“ nicht an Ihren siebzigsten Geburtstag erinnern möge; aber gerade dieser Geburtstagswunsch kann Ihnen nicht erfüllt werden. Man wird nicht ungestraft siebzig Jahre alt, wenn man so lange wie Sie im öffentlichen Leben gestanden und das Gewerbe des Schwarzkünstlers ausgeübt hat. Unter den Gratulanten ist aber sicherlich niemand zur Sache besser legitimiert als „Die Nation“, welche von der ersten Nummer an fortgesetzt, durch mehr als achtzehn Jahre Ihrer tatkräftigen Unterstützung sich erfreut und aus Ihrer Feder so vieles — auch Gedenkblätter zu siebzigjährigen Geburtstagen — gebracht hat, was unseren Lesern zur Belehrung, zum Genuß und zur Erheiterung diente.

Die Werke der Journalistik sind kurzlebiger Natur, noch kurzlebiger — wie unser Freund Claude Tillier meint — als die Kunstwerke des Kochs. „Ein Ragout läßt sich aufwärmen, eine Schüssel Gansleber kann einen Monat existieren, und ein Schinken darf seine Bewunderer öfter um sich versammeln; aber ein Zeitungsartikel hat keinen Nachmorgen. Man ist noch nicht zu Ende, so hat man den Anfang schon

vergessen, und hat man das Ganze durchlaufen, wirft man es auf das Pult, wie man seine Serviette auf den Tisch wirft, wenn man gegessen hat." Was Claude Tilliers Onkel Benjamin in dieser vielleicht allzu sehr pointierten Weise von dem einzelnen Zeitungsartikel sagt, gilt aber ganz gewiß nicht von der journalistischen Gesamtarbeit. Die vielmehr in immer höherem Grade das moderne Leben beeinflußt. Die Wirkung des einzelnen Artikels mag so wenig erkennbar sein, wie der Schlag der einzelnen Welle ans Felsgestade, aber dem unablässigen Anprall der Wogen hält selbst das festeste Gestein auf die Dauer nicht stand. Darf man deshalb sagen, daß die Tätigkeit eines Journalisten, der seit Jahrzehnten, so wie Sie das Ohr der öffentlichen Meinung besessen hat, spurlos an der geistigen Entwicklung des Volkes vorübergegangen sei? Allerdings haben Sie die Unvorsichtigkeit begangen, sich an keiner Modenarrheit, an keiner populären Geschmacklosigkeit, an keiner eigennützigen Politik und an keinem Aberglauben zu beteiligen. Sie haben nie Vernunft und Wissenschaft verachtet und deshalb nur sehr selten dort gestanden, wo der Beifall am lautesten ertönt. Sie glauben weder an die Gebetswunder der Mrs. Eddy noch an die Heilswirkungen des Protektionismus. Weder die philosophischen noch die dichterischen Übermenschen erregen Ihre Begeisterung. Das Unklare, Preziöse, Gespreizte derer, die viel wollen und wenig können, ist Ihnen ein Greuel, und deshalb haben Sie auf breite Erfolge verzichten müssen. Sie verstanden wohl die Kunst, aber nicht das Geschäft des Journalismus. Auch Witz und Humor konnten diesen Mangel nicht ersetzen. In einem seiner bimetallistischen Waffengänge antwortete unserem Freunde Ludwig Bamberger einmal ein Gegner auf eine Bemerkung, die das Parlament zum Lachen

brachte: „Wenn ich Witze machen wollte!“ — Er hatte nie einen besseren Witz gemacht; denn alle Welt wußte, daß es ihm auf dem Gebiete des Witzes nicht am Wollen, sondern am Können gebrach. Auch Ihnen ist der Witz, der Ihre Reden belebte, nicht immer zu gute gerechnet. Man erfreute sich an der glänzenden Schale des Witzes, aber wollte manchmal den bitteren Kern der Wahrheit, der darunter verborgen war, nicht zu sich nehmen.

Aber was nützt es, Ihnen alle Fehler Ihrer Tugenden vorzuhalten. Sie werden sich jetzt, mit Ihren siebzig Jahren, doch wohl nicht mehr ändern. Glücklicher Weise füge ich hinzu. Gerade so, wie Sie sind, in Ihrer schriftstellerischen Eigenart, in Ihrer Unfähigkeit, sich den Tagesströmungen in der Literatur, in der Kunst, in der Politik anzupassen, sind Sie ein besonders wertvoller Faktor unseres öffentlichen Lebens. Unter den Gefahren des öffentlichen Lebens ist vielleicht keine größer als die Gefahr, der eigenen, besseren Überzeugung aus Opportunität oder aus Bequemlichkeit oder Schwäche untreu zu werden. Wir wären wahrscheinlich nie so tief in den protektionistischen Sumpf geraten, wenn es mehr Freihändler in Deutschland gegeben hätte, die so die Schutzzöllerei als eine intellektuelle und moralische Perversität behandelt hätten.

Leider kommt Ihre Stimme in den Parlamenten nicht mehr zu Gehör. Sie haben den Kampf mit dem Unsinn dort und auf dem Forum aufgegeben. Ihre siebzig Jahre werden Ihnen zum Vorwand dienen, um dem Drängen Ihrer Freunde, sich erneut ins parlamentarische Getümmel zu stürzen, zu widerstehen, aber Ihre Feder lassen wir noch nicht frei. Sie dürfen an Ihrem siebzigsten Geburtstage mit berechtigtem Stolz sagen: militavimus non sine gloria, aber noch ist es nicht Zeit, sich in den wohlverdienten

Ruhestand zurückzuziehen. Dazu sind alle jene Mächte, gegen die Sie Zeit Ihres Lebens gekämpft haben, Unverstand, kurzsichtiger Eigennutz, Aberglaube und Geschmacklosigkeit noch zu lebendig.

Mit den herzlichsten Geburtstagsgrüßen

Ihr freundschaftlich ergebener

Th. Barth.

Karl Schurz.

Karl Schurz gehört zu jenen unermüdlichen Naturen, deren Jugendlichkeit die Schwelle des 70. Lebensjahres in ungeminderter Geisteskraft überschritten hat. Auch darin der echte Sohn einer Epoche, in der auf die politische Entwicklung mehr, als vielleicht jemals früher, hochbetagte Männer einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es die Jugend, die die Geschicke der Welt neu gestaltete; ein Napoleon mit seinem Stabe glänzender Generale; ein 25jähriger Premierminister Englands, wie William Pitt; ein jugendlicher Seeheld wie Nelson. In unserer Zeit gewann ein 70jähriger Feldherr, Moltke, den reichsten Kriegeslorbeer; die Einigung Deutschlands vollzog sich unter einem mehr als 70jährigen Monarchen; das niedergeworfene Frankreich wählte sich zum Retter aus der Not den alten Thiers, einen Staatsmann, der nur wenige Wochen jünger war als unser greiser Kaiser Wilhelm I.; und in England war es ein 70jähriger Parteiführer, William Gladstone, der die liberale Partei zum letzten glänzenden Aufschwung führte. Auch von Karl Schurz nehmen wir an seinem 70. Geburtstag nicht Abschied, sondern wir ziehen nur die Summe dessen, was er bisher geleistet hat und was er zweien der größten Nationen der Welt in bald fünfzigjähriger öffentlicher Tätigkeit geworden ist.

Karl Schurz ist, wie wenige, ein Vermittler zweier Nationalitäten geworden.

Wenn wir einen möglichst ungehinderten Austausch der Waren zwischen den einzelnen Völkern anstreben, so geschieht das nicht bloß deshalb, weil wir in der Handelsfreiheit ein ganz besonders wirksames Prinzip der Vervollkommnung jeglicher Güterproduktion und der Stählung wirtschaftlicher Kräfte erblicken, sondern weil wir in diesem friedlichen Wettbewerb unter den Völkern auch eine Stärkung der internationalen Moral, eine Abstumpfung der Feindseligkeit zwischen den einzelnen Nationen und eine Veredelung des Nationalgefühls durch Ausscheidung chauvinistischer Vorurteile sehen. Wir leben in einer Zeit lebhaft gesteigerten Nationalgefühls, und in allen Völkern besteht eine gewisse Tendenz, das Nationalgefühl durch hochmütige Verkennung fremder Anschauungen, durch eine gesuchte, nationale Intoleranz, durch die Hervorkehrung nationaler Einseitigkeit zum Ausdruck zu bringen. Das Nationalgefühl ist, wie die Religiosität, eine hohe Tugend, aber beiden Tugenden ist die Gefahr gemeinsam, nur allzu leicht von Eiferern mißbraucht zu werden.

Ich wüßte keinen Staatsmann zu nennen, der deutlicher als Karl Schurz die edelsten Züge des Nationalgefühls ohne jegliche Verzerrung zum Ausdruck gebracht hätte. Ein echter Deutscher, der aus dem heimatlichen Boden die Quellen seiner geistigen Kraft empfing, hat er, der als Flüchtling sein Vaterland verlassen mußte, nie aufgehört, das teure Stück Erde zu lieben, auf dem er die starken Eindrücke der Jugend empfing. Er hat auch nie aufgehört, mit dem geistigen Leben Deutschlands, mit seiner Kultur in allen Lebensformen, innig verbunden zu bleiben, und doch ist er ein ausgezeichneter Bürger der Vereinigten

Staaten geworden und hat die Gastfreundschaft, welche dieses große Land ihm gewährte, durch unschätzbare Verdienste so reichlich vergolten, wie wohl kaum ein anderer jener Millionen, die seit fünfzig Jahren in die mächtige transatlantische Republik hinübergezogen sind.

Mit einer geradezu bewunderungswürdigen Elastizität des Geistes hat er es verstanden, der Repräsentant zweier Nationalitäten zu sein, einen Standpunkt zu gewinnen — und zwar nicht bloß in der Theorie, sondern in dem ruhelosen Getriebe der praktischen Politik —, der so hoch war, daß von ihm aus die Pflichten gegen zwei Nationalitäten wahrgenommen werden konnten. Er, der die englische Sprache mit gleicher Meisterschaft wie die deutsche beherrscht, hat auch mit Erfolg verstanden, in seinem harmonischen Geiste die besten Eigenschaften des deutschen und des amerikanischen Volkscharakters zu vereinigen. Nur wenige starke Naturen vermögen es, wenn sie ihr Vaterland verlassen, in fremden Landen starke Wurzeln zu schlagen, sie lassen zumeist in der alten Heimat ihr halbes Herz und damit mehr als die Hälfte ihrer Energie zurück: — Karl Schurz war sofort entschlossen, ein Vollbürger der amerikanischen Republik zu werden.

Es ist bekannt, unter welchen Umständen er Deutschland verließ. Zwanzig Jahre alt, beteiligte er sich als Bonner Student und Freund Kinkels an dem Siegburger Zeughaussturm und schloß sich dann den Aufständischen in der Pfalz und in Baden an. In Rastatt wurde er gefangen genommen, er entkam nach der Schweiz. Als Hochverräter wagte er sich nichtsdestoweniger im Sommer 1850 unter falschem Namen nach Berlin, um seinen verehrten Lehrer Kinkel, der in Spandau eingekerkert saß, aus der Gefangenschaft zu befreien. Der romantische Plan gelang;

Kinkel wurde befreit und floh über Warnemünde auf einem kleinen Segelschiff nach England. Es war eine glänzende Befreiungstat, mit der Karl Schurz von Deutschland Abschied nahm. Schon hier sollte Schurz, wenn auch zunächst nur in humoristischer Weise, erfahren, daß nicht alle aufopfernden Taten Anerkennung finden. Das Schiff, das den geretteten Kinkel trug, kam in einen heftigen Sturm, und Kinkel wurde von der Seekrankheit stark befallen. Als die Revolution im Innern dieses Revolutionärs gar kein Ende nehmen wollte, machte Kinkel seinem Befreier bittere Vorwürfe, daß er ihn vom sicheren Lande weg auf das hohe Meer geführt und so allen Unbilden der tückischen Seekrankheit ausgesetzt habe.

Nach einem längeren Aufenthalt in London verließ Schurz 1852 Europa, um sich zunächst einige Jahre in Philadelphia niederzulassen. Dann aber trieb es ihn weiter nach dem Westen, zunächst nach Wisconsin, einem Staat, der damals noch an den Grenzen der Kultur lag. Die Vereinigten Staaten, die mit ungefähr fünf Millionen Einwohnern in das neunzehnte Jahrhundert eintraten und mit etwa 75 Millionen das Jahrhundert verließen, zählten damals — um die Mitte des Jahrhunderts — nur erst ca. 25 Millionen Einwohner, und das ganze riesige Territorium westlich von Chicago harrte noch der Aufschließung durch die im harten Kampf ums Dasein gestählten Pioniere der Zivilisation. Chicago, die heutige Millionenstadt, zählte damals noch nicht viel über 30000 Einwohner, während dort, wo sich heute die Zwillingsstädte St. Paul und Minneapolis mit ihren 500000 Einwohnern am Mississippi hinstrecken, die ersten spärlichen Ansiedelungen aufwuchsen, und der Kampf mit den Indianern noch rauhe Wirklichkeit war. Wisconsins Hauptstadt Milwaukee war verhältnismäßig schon weit in

der Entwicklung vorgeschritten — weiter als Chicago —, und insbesondere deutsche Einwanderer waren es, die nach dem Staate Wisconsin bereits frühzeitig ihre Schritte lenkten. Schurz siedelte sich jedoch zunächst in einem kleinen Orte, Watertown in Wisconsin, an; erst Ende der fünfziger Jahre ging er als Advokat nach Milwaukee, nachdem er inzwischen sich schon als politischer Redner und als einer der Führer der jungen republikanischen Partei einen Namen gemacht hatte.

Es begannen die Kämpfe um die Abschaffung der Sklaverei; Schurz erkannte sofort die ungeheure Bedeutung der Sklavereifrage für die gesamte politische Entwicklung der amerikanischen Union und warf sich mit Feuereifer in die Antisklavereibewegung.

In der Präsidentschaftswahlkampagne, aus der Abraham Lincoln als Sieger hervorging, gehörte Schurz zu den unermüdlichsten Rednern. Männer, die ihn damals, in seinem ganzen jugendlichen Feuer, seine Beredtsamkeit entfalten sahen, denken noch heute mit Bewunderung an jene Zeiten zurück. Gewiß ist, daß er nicht wenig zu dem Siege Abraham Lincolns beigetragen hat. Lincoln, mit dem Schurz von da ab auch freundschaftlich auf das engste verbunden blieb, erkannte Schurz' Verdienste dadurch an, daß er den jungen Staatsmann zum Gesandten der Vereinigten Staaten in Madrid ernannte.

Schurz war damals 32 Jahre alt und erst acht Jahre in den Vereinigten Staaten. Wäre er in Deutschland geblieben, so hätte er, der Philologe, darauf rechnen müssen, in irgend einem Gymnasium den Schülern der unteren Klassen die Anfangsgründe der Geschichte beizubringen; statt dessen stand dieser deutsche Flüchtling jetzt mitten im Strome des gewaltigsten politischen Lebens und — machte Geschichte.

Kaum war Schurz zum Gesandten in Spanien ernannt, da brach der Sezessionskrieg aus. Schurz besann sich nicht lange; er zog den Rock des Diplomaten aus und legte die Uniform des Soldaten an. Sehr bald avancierte er zum Brigadegeneral, zum Generalmajor. Er kommandierte eine Division in der zweiten Schlacht bei Bullrun und bei Chancellorsville, nahm auch an den Schlachten bei Gettysburg, Chattanooga usw. teil. Der Volksredner erwies sich auch unter dem Donner der Kanonen als ein ganzer Mann.

In ungebrochener geistiger und körperlicher Gesundheit trat er aus dem Kriege wieder in das bürgerliche Leben zurück. Er hatte seine Schuldigkeit in vollstem Maße getan, die Liebe seiner Untergebenen folgte ihm nach. Im Gegensatz zu den meisten Generalen des Sezessionskrieges legte Schurz auch den Titel „General“ beiseite: — er war wieder „Karl Schurz“, nicht „General Schurz“. Wie wenig die alten Veteranen, die unter ihm gedient hatten, ihn vergessen haben, das zeigte eine Szene, die sich im Herbst 1896 in Milwaukee abspielte, als Schurz daselbst eine seiner wuchtigen Reden gegen Bryan hielt. In der Zuhörerschaft, die in drangvoll fürchterlicher Enge des Redners harrte, befand sich auch ein kleines Häuflein verwitterter Gestalten, dicht geschart um eine zerschossene Fahne. Als Schurz das Podium betrat, erhob sich der Fahnenträger, schwenkte die alte Kriegsfahne und rief mit Stentorstimme: „Three cheers for our old commander!“ —, ein Ruf, in den das ganze Auditorium brausend einfiel. Es waren Soldaten, die vor länger als einem Menschenalter unter Karl Schurz gefochten hatten. — Noch eine andere kleine Anekdote will ich einschalten, die für Karl Schurz bezeichnend ist. In der Wahlkampagne, welche im Herbst 1896 die Vereinigten Staaten aufwühlte, wurde auch ein Meeting veranstaltet, bei dem

eine größere Anzahl ehemaliger Generale des Sezessionskrieges auf der Plattform erschienen, um für die Partei des gesunden Geldes Zeugnis abzulegen. Auch Karl Schurz war darunter; er war einer der wenigen, die mit allen ihren Gliedmaßen an dieser Demonstration teilnehmen konnten, und er erzählte mir damals, es sei ihm beinahe genierlich gewesen, unter diesen alten zerschossenen Kameraden so heil zu erscheinen.

Nach dem Sezessionskriege ernannte ihn der Präsident Johnson, der nach Lincolns Ermordung an die Spitze der Union trat, zum Spezialkommissar für die südlichen Staaten. Er lebte dann einige Zeit in St. Louis, und wurde Ende der sechziger Jahre vom Staate Missouri in den Bundessenat gewählt. Im Bundessenat war er der furchtlose Gegner jeglicher Korruption und der beredte Anwalt volkswirtschaftlicher Vernunft und politischer Besonnenheit. Die Administration des Präsidenten Grant erkannte gar bald in ihm einen ihrer wirksamsten Gegner.

Auf Grant folgte Hayes als Präsident; auch er gehörte der republikanischen Partei an. Sein Sieg über den demokratischen Kandidaten Samuel Tilden war nicht ohne bedenkliche Unregelmäßigkeiten errungen, aber die Administration von Hayes verwischte durch ihren Eifer für das allgemeine Wohl nicht ohne Erfolg die Zweifelhaftigkeit ihres Ursprungs. Karl Schurz wurde von Hayes zum Minister des Innern ernannt und hatte als solcher vorzugsweise die staatsrechtlichen und administrativen Auseinandersetzungen mit den Indianerstämmen zu führen. Er erwies sich dabei als ein ebenso umsichtiger wie humaner Staatsmann.

Die Indianerfrage war damals sehr viel komplizierter als sie es heute ist, da man eigentlich nur noch mit schwachen

Resten eines untergehenden Geschlechts zu tun hat. Es ist ein tragisches Geschick, von dem diese Ureinwohner der amerikanischen Prärie ergriffen sind. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um sie zu einem kümmerlichen Häuflein zusammenschmelzen zu lassen. Die riesigen Büffelherden, die zu Millionen über die weiten Grasflächen des gewaltigen Kontinents daherzogen und eine unerschöpfliche Beute der wildesten Jagdlust zu sein schienen, sind bis auf wenige, mühsam gehegte Exemplare einer Kultur zum Opfer gefallen, die mit Eisenschienen und Telegraphendrähten den wilden Westen in Fesseln schlug. Die von der Sonne gebleichten Knochen der Büffel sind zu einem Transportartikel der Pacificbahnen geworden. Und mit den Büffelherden sind ihre Jäger, die Indianer, dahingeschwunden, dezimiert vom Feuerwasser und den ansteckenden Krankheiten einer unerbittlichen Zivilisation. Man kann sich einer gewissen wehmütigen Stimmung nicht erwehren, wenn man im Westen Amerikas Gegenden durchfährt, in denen vor Zeiten die Indianer unbeschränkte Herren waren, während heute indianische Mütter den kurzen Aufenthalt, den die Schnellzüge auf einzelnen Stationen haben, dazu benutzen, um kränklich aussehende Säuglinge an die Fenster luxuriöser Pulman-Cars zu reichen, aus denen elegante Ladies mit mitleidigem Staunen auf diese Überbleibsel der früher herrschenden Rasse herabsehen.

Schurz hat während seiner vierjährigen Dienstzeit als Vorsteher des Indianer-Departements das Seinige getan, um den Übergang der Indianer aus der Wildheit in die Kultur so schmerzlos wie möglich zu gestalten. Er besitzt in seiner Bibliothek noch manche Erinnerungen aus jener Zeit, da er mit den Indianerhäuptlingen Verträge abschloß. Als ich im Jahr 1886 zum ersten Male in Amerika war, zeigte in New-York der später auch in Europa bekannt ge-

wordene Buffalo Bill seine Szenen aus dem „Wild West"; es waren echte Indianer und echte Cowboys in seiner Truppe. Karl Schurz fuhr mit mir nach Staten-Island, um eine der Vorstellungen anzusehen. Der Zufall wollte es, daß einer der Indianerhäuptlinge, die in der Truppe des Buffalo Bill auftraten, ein großer Mann mit dem Beinamen „American Horse", früher mit Schurz, als dieser Minister war, zu tun gehabt hatte, damals als Vertreter seines Stammes. Wir suchten diesen Indianerhäuptling nach der Vorstellung in seinem Zelte auf, er erkannte auch Schurz wieder. Es war eine eigenartige Szene, in der das ganze tragische Indianerschicksal sich bekundete: — dieses Gegenübertreten des humanen Staatsmannes, der ein untergehendes Volk zu retten versucht hatte, mit einem Repräsentanten eben dieses Volkes, der in einem Jahrzehnt vom unabhängigen Häuptling zum Mitglied einer Zirkustruppe hinabgesunken war.

Seit 1881 ist Schurz weder Mitglied einer Regierung der Vereinigten Staaten, noch eines Parlaments geworden, und doch glaube ich, daß seine Tätigkeit seitdem bedeutsamer gewesen ist, als in all den zahlreichen hervorragenden Stellungen, die er vordem in den Vereinigten Staaten bekleidet hat. Er hat durch Rede und Schrift seitdem in freier Tätigkeit und unablässig für das allgemeine Wohl gewirkt. Er hat durch sein Werk über Henry Clay die amerikanische Geschichtschreibung um eines der anziehendsten Bücher bereichert. Er hat als Journalist seine Feder niemals der Vulgarität, der Sensation, der Unehrlichkeit geliehen. In einem Lande, wo die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei die unerläßliche Vorbedingung für die Anteilnahme an der Macht ist, hat er, einer der Mitbegründer der republikanischen Partei, kein Bedenken ge-

tragen, die eigene Partei schonungslos zu bekämpfen, sobald sie ihm auf falschen Wegen zu wandeln schien; er hat sich nicht gescheut, bei Präsidentschaftswahlen offen für einen demokratischen Kandidaten wie Grover Cleveland einzutreten, wenn ihm der republikanische Mitbewerber weniger würdig erschien, die oberste Stellung in der großen Republik zu bekleiden. Weder persönliche Freundschaft, noch alte Parteibeziehungen, noch Waffenbrüderschaft, haben ihn jemals abgehalten, das zu tun, was er seiner Überzeugung schuldig zu sein glaubte. Ein ebenso glänzender Schriftsteller wie Redner, hat er als Journalist und politischer Agitator sich stets dahin gestellt, wo ihm die Gerechtigkeit, die Ehrlichkeit und die gesunde Vernunft zu stehen schienen. Der Biograph Henry Clays hat immer nach den Worten seines Helden gelebt: „What is a public man worth, if he will not expose himself, on fit occasions, for the good of the country?“ (Was ist ein öffentlicher Mann wert, der nicht bereit ist, sich bei passendem Anlaß im Interesse des Landes herauszustellen?)

Schurz hat dabei nichts von einem Schwärmer, dazu ist sein Verstand viel zu klar; er ist vollständig davon durchdrungen, welch ein ungeheures Förderungsmittel für praktisch-politische Zwecke die Popularität ist — er hat sie selbst zum Vollen genossen —, aber er macht sich nicht zum gehorsamen Diener der Popularität. Er ist kein Schwärmer, aber auch kein gewissenloser Demagoge.

In dieser geistigen Unabhängigkeit liegt der Hauptgrund, weshalb er seit zwei Jahrzehnten von der Macht ausgeschlossen ist. Noch heute — und heute vielleicht mehr als vor zwei Generationen — gilt das Wort Alexis de Tocqueville's: „Ce n'est pas toujours la capacité, qui manque à la démocratie pour choisir les hom-

mes de mérite, mais le désir et le goût." („Nicht immer fehlt der Demokratie die Fähigkeit, Männer von Verdienst auszuwählen, wohl aber der Wunsch und der Geschmack.") Trotzdem gibt es in den Vereinigten Staaten vielleicht keinen zweiten Mann, der äußerlich so machtlos und dennoch so einflußreich ist wie Schurz. Sobald eine große Frage auftaucht, sobald die öffentliche Diskussion sich über den Kleinkram der Politik erhebt und eine große Agitation das innerste Leben des amerikanischen Volkes erzittern macht, blicken die Besten in den Vereinigten Staaten auf Karl Schurz und fragen sich: „Was wird er tun? Was wird er sagen?" Und niemals hat sich Schurz in solchen Zeiten der Verpflichtung entzogen, Farbe zu bekennen und mit allem Nachdruck für das einzutreten, was er für richtig hält.

Als der gewaltige Streit zwischen Bryan und Mc Kinley entbrannt war und dieser mächtige Volkskörper von mehr als siebzig Millionen Menschen Monate hindurch von einer fieberhaften Agitation hin- und hergeschüttelt wurde, da war es Karl Schurz, der, obgleich ein langjähriger politischer Gegner Mc Kinleys, die Fahne der Anhänger des guten Geldes ergriff und in Reden, welche später von der republikanischen Partei in Millionen von Exemplaren über das ganze Land verbreitet wurden, gegen die Silberfanatiker zu Felde zog. Ich selbst habe eine seiner berühmtesten Reden, die Rede, die er am 5. September 1896 in der Musik Hall zu Chicago hielt, gehört. Der Eindruck, den seine Ausführungen in ihrer logischen Gedrungenheit, in ihrer glänzenden Diktion und in ihrer ethischen Wucht auf das Auditorium machten, war ein gewaltiger. Die amerikanische Beredsamkeit weicht von der europäischen stark ab. Der Amerikaner liebt die Superlative, und das kommt in der Rede

natürlich besonders stark zum Ausdruck. Bei uns spricht man im Allgemeinen viel nüchterner. Schurz steht der europäischen Art der Beredsamkeit näher; er hat aber von den Vorzügen des amerikanischen Redners, seiner Frische und Ungezwungenheit im Ausdruck, so viel entlehnt, daß seine Reden eine sehr glückliche Mischung spezifisch amerikanischer und europäischer Beredsamkeit bilden. Dabei ist er ein ungemein gewissenhafter Redner, der seine Ansprachen sehr sorgfältig vorzubereiten pflegt und deshalb auch den Aufbau mit künstlerischem Geschmack ausführt.

Seine besten Reden sind geradezu oratorische Meisterwerke. Ich sehe noch das Auditorium in der Music Hall zu Chikago vor mir, als Schurz in seiner Ansprache am 5. September 1896, seine streng logischen Deduktionen und volkswirtschaftlichen Ausführungen verlassend, die moralische Seite der Frage erörterte, ob es zulässig sei, die Ehrlichkeit des Schuldners dadurch in Versuchung zu führen, daß ihm die Gesetzgebung die Möglichkeit gewähre, seine Gläubiger mit unterwertigem Gelde abzufinden. Er zeigte, daß es sich hier nicht bloß um eine Frage von Mein und Dein handele, sondern daß die nationale Ehre engagiert sei; daß man der Welt zeigen müsse, wie schlecht sie informiert wäre, wenn sie glaube, das amerikanische Volk sei fähig, mit betrügerischem Gelde seine Verbindlichkeiten zu tilgen. Und dann schloß er mit den Worten: „The father, who teaches such moral principles to his children, educates them for fraud, dishonour, and the penitentiary“ („Der Vater, der solche moralischen Grundsätze seine Kinder lehrt, erzieht sie zum Betrug, zur Ehrlosigkeit und für das Zuchthaus“.) Die Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Versammlung; die Tausende erhoben sich und überschütteten den Redner mit jubelndem Beifall.

In jenen Währungskämpfen des Jahres 1896 trat eine Eigenschaft des Schurz'schen Temperaments hervor, die keinem politischen Agitator fehlen darf, und die bei Karl Schurz sehr stark entwickelt ist: — das ist sein Optimismus. Durch nichts anderes ist Schurz dem amerikanischen Naturell so verwandt, wie durch diese optimistische Auffassung der Dinge. James Bryce hat in seinem ausgezeichneten Werke: „The American commonwealth“ dem „temper of the west“ ein eigenes Kapitel gewidmet, worin er der optimistischen Auffassung des Lebens, wie sie insbesondere dem Westen der Vereinigten Staaten eigentümlich ist, die höchste Bedeutung beimißt. In der Tat, der Glaube an die Zukunft des Landes, an die Vortrefflichkeit seiner Institutionen, an die Unerschöpflichkeit seiner Reichtümer, an die Grenzenlosigkeit des amerikanischen Unternehmungsgeistes, ist ein unschätzbares nationales Gut. Die Formen, in denen dieser Optimismus zum Ausdruck kommt, fordern in ihrer Übertreibung nicht selten den Spott heraus, und doch, welch eine gewaltige Kraft liegt in dem Glauben, der alle Einwohner, auch die des kleinsten Präriestädtchens, beseelt, daß der Ort, an dem man sich gerade niedergelassen hat, dazu bestimmt sei, ein zweites Chicago oder zum mindestens ein St. Paul zu werden! Die wunderbare wirtschaftliche Entwicklung, die in wenigen Jahrzehnten einen riesigen Kontinent mit einem dichten Kulturnetz überzogen hat, erfüllt jeden neuen Ansiedler mit frohen Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft.

Die belebende Kraft dieses Glaubens überträgt sich auf die ganze Bevölkerung und ist eine wesentliche Ursache für den wirtschaftlichen und politischen Wagemut der Amerikaner. Man hat in einer Generation die ungeheuersten Vermögen in der Hand gar manches self-made-man sich

zusammenballen sehen; ein Menschenalter hat genügt für die Gründung volkreicher Städte und großer Einzelstaaten; das Volk ist durch gewaltige Krisen hindurchgegangen und im Großen und Ganzen politisch trotz Allem gesunder geworden. Was erscheint da unmöglich und unerreichbar? Schon schickt sich die amerikanische Union an, dem alten Europa, das sie vordem nur mit Produkten ihres reichen Bodens versorgte, auch Industrieartikel in immer wachsendem Umfange zu senden; die Eisenindustrie von Pennsylvanien und von Alabama nimmt schon den Wettkampf mit englischen Rivalen im englischen Indien und selbst in Großbritannien auf. Auch auf geistigem Gebiete, selbst auf dem Gebiete der Kunst, herrscht tausendfältiges Streben und ein ungemessenes Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit. Die künstlerische und wissenschaftliche Patina einer alten Kultur läßt sich allerdings durch ungeduldiges Vorwärtsdrängen nicht erzwingen — hier vor allem will gut Ding Weile haben —; aber das Zutrauen zur eigenen Kraft und das Streben nach dem Höchsten, das erreichbar ist, bildet auch hier eine Quelle frischen Lebens.

In dieser Welt von Anregungen, Hoffnungen und Übertreibungen fühlt sich der philosophisch und geschichtlich abgeklärte Optimismus eines Karl Schurz durchaus zuhause. Er hat ein unbegrenztes Vertrauen zu dem schließlichen Siege des gesunden Menschenverstandes im amerikanischen Volke. In jenen Monaten des Jahres 1896, als die Aussichten eines Triumphes der Silbermänner so bedrohlich wuchsen, verlor Schurz keinen Augenblick seinen Glauben an den Sieg der Anhänger des gesunden Geldes. „Das amerikanische Volk“ — so pflegte er wohl zu sagen — „geht leicht bis an den Rand eines Abgrundes, aber es springt nicht hinein.“ Er vertraute fest auf die Wirkungen des begonnenen

Erziehungsfeldzuges und stellte sich mit voller Zuversicht in die Reihen der Kämpfer.

Auch den Auswüchsen der amerikanischen Freiheit, den schlimmsten Schäden der administrativen Korruption, dem verderblichen Boß-System, der imperialistischen Hybris gegenüber hat Schurz niemals verzweifelnd die Hände in den Schoß gelegt; sein Glaube an den gesunden Kern des amerikanischen Volkes hat ihn stets veranlaßt, selbst da, wo der Fall ganz verzweifelt zu sein schien, nicht zu ruhen und zu rasten, um die Dinge zum Besseren zu wenden.

So ist er im besten Sinne des Wortes, mit der Feder und mit der Rede, einer der bedeutendsten Agitatoren des Landes geworden; ein Agitator im edelsten Sinne, kein Parteiklepper, kein Popularitätshascher, kein gewissenloser Demagoge, sondern ein unablässiger Vertreter der Ehrlichkeit, des gesunden Menschenverstandes, aller wahren Bürgertugenden. Man mag im einzelnen Falle über die Zweckmäßigkeit seines Vorgehens, über die Richtigkeit seines politischen Verhaltens verschiedener Meinung sein; aber darüber, daß er bei allen seinen Bestrebungen nur das Beste seines Landes, seines Volkes und der Menschheit im Auge hat, darüber besteht unter Unbefangenen kein Streit.

Solche selbstlosen Agitatoren erfüllen in unseren großen modernen Demokratien eine unendlich wichtige, nur zu oft unterschätzte Aufgabe. Sie bilden recht eigentlich das Gewissen eines Volkes, sie verkörpern in einem Gemeinwesen das, was in den Interessen- und Parteikämpfen nur zu leicht versinkt: die politische Moral, das Dauernde in der Erscheinungen Flucht. Auf diese agitatorische Tätigkeit von Karl Schurz dürfen wir Deutsche, wie ich meine, ganz besonders stolz sein. Er hat gerade dadurch dem deutschen Wesen in der Fremde Respekt und Anerkennung gewonnen.

Dieses blondbärtige Gesicht mit seinen unregelmäßigen aber ausdrucksvollen Zügen, diese elastisch einherschreitende, schlanke Gestalt hat überhaupt das Gewinnende der Auserwählten. Geistige Freiheit, wie sie das durch politische Freiheit nicht gerade verwöhnte Deutschland bei manchen seiner Söhne in seltener Stärke zeitigt, ist ihm in höchstem Maße eigen. Wir geben uns gern dem Gedanken hin, daß in dieser geistigen Freiheit besonders edle deutsche Eigenschaften zu Tage treten, und daß in demselben Maße, wie diese Eigenschaften sich auf amerikanischem Boden erfolgreich betätigen, auch die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden großen Mächten sich festigen.

Zwischen Deutschland und der amerikanischen Union besteht eine alte traditionelle Freundschaft. Oft ist daran erinnert, wie der Große Friedrich sich zu den um ihre Unabhängigkeit kämpfenden amerikanischen Kolonien stellte, und welche Dienste sein Generaladjutant Steuben in den Unabhängigkeitskämpfen geleistet hat. Seit jenen Tagen sind nicht nur die dreizehn amerikanischen Kolonien zur Weltmacht der amerikanischen Union herangewachsen, auch das arme Preußen ist die Vormacht des Deutschen Reiches und ein Hohenzoller ist deutscher Kaiser geworden. Die politische Welt hat sich gewandelt; wir haben auf wirtschaftlichem Gebiet die größte Revolution gesehen, die sich im Laufe eines einzigen Jahrhunderts jemals vollzogen hat. Ein demokratisches Zeitalter ist angebrochen, die Beziehungen der Völker zu einander sind von Grund aus umgestaltet.

Wenn unter so völlig veränderten Umständen die traditionelle Freundschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten unerschüttert blieb und nur vorübergehend leicht getrübt worden ist, so verdanken wir das nicht zum wenigsten jenen Männern vom Schlage eines Karl Schurz,

die eine dauernde geistige Verbindung zwischen beiden Ländern hergestellt haben, die unablässig bemüht gewesen sind, in Amerika Verständnis für deutsches Wesen und in Deutschland Verständnis für amerikanisches Wesen zu wecken.

Die gerechte Würdigung fremder Völker ist von jeher eine schwierige Aufgabe gewesen; man beurteilt die anderen nur zu leicht nach sensationellen Schilderungen, nach dem, was sich aufdringlich bemerkbar macht. Auch gilt es manchem als nationale Tugend, hochmütig über andere Völker den Stab zu brechen. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis man es unter die natürlichen Pflichten eines guten Bürgers rechnet, auch Fremde gerecht zu beurteilen; um so dankbarer müssen wir jenen Männern sein, die sich der Aufgabe unterziehen, ein besseres und gerechteres Verständnis für das Wesen und die Leistungen anderer Völker herbeizuführen.

Karl Schurz ist recht eigentlich ein Vermittler zweier Nationalitäten geworden; dafür schuldet ihm sein Adoptivvaterland, wie das Land seiner Jugend den Tribut der Anerkennung. Er hat sich um beide Völker wohl verdient gemacht.





